



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PT  
2613  
A34  
R66  
1912  
v.2

# Engelhorn's roman-Bibliothek



Ruth Freifrau v. Sageru-Kospoth  
Der Roman einer Hofdame  
Zweiter Band



728 State Street  
Madison, Wis. 53706

# Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek“ schreibt der „Ham-burgische Correspondent“: Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn siebenundzwanzig Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorkhten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächst-stehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhorn'schen Allgemeinen Romanbibliothek“ zu legen. Der glücklich Gehellte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Sämtliche in unserer Sammlung bisher erschienenen Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Wegen Raummangels können hier nur die nachstehend auf-geführten Romane angezeigt werden; ein vollständiges Ver-zeichnis steht jederzeit gratis und franko zu Diensten.

## Fünfundzwanzigster Jahrgang

Ein Echo. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.  
Ein Dieb in der Nacht. Von E. W.  
Hornung. Aus dem Englischen.

Lebensfrühe. - Verloren' Land. Zwei  
Erzählungen von Margarete von  
Oerhen.

Das spanische Halsband.  
Croker. Aus dem Eng-

Dornröschen. Von Georg Wasner.

Der Mann auf dem Bod. Von Harold  
Mac Grath. Aus dem Englischen.

Erlachhof. Von Ossip Schubin. 2 Bde.  
Aus Sturm und Not. Von Jérôme und  
Jean Tharand. Aus d. Französisch.

Von Henry de Vere  
Aus dem Englischen.

Der Emigrant. Von Paul Bourget.  
Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Bibelhase. Von Ernst von Wolzogen.

Die Herberge zum Silbernen Mond.  
Von Hermann Knickerbocker Vielé.  
Aus dem Englischen.

Die Hoermanns. Von Carl Busse.  
2 Bände.

Die Leuchter des Kaisers. Von Baroness Grey.  
Aus dem Englischen. (In Österreich verboten.)

Herz und Handwerk. Von Paul Bourget.  
Aus dem Französischen.

Carlotta. Von William J. Locke. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Prinzgemahl. Von Paul Oskar Höcker.  
Jenseits der Wiebel. Von Elinor Glyn.  
Aus dem Englischen.

Vater. Von Georg Wasner. 2 Bände.

## Sechszwanzigster Jahrgang

Der rote Kurs. Von Georges Ohnet.  
Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der alte Timm und seine Nachbarn.  
Von Marie Diers.

Hugo. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Armer Henner . . . Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Der unreine Geist. Von Semène Zemlak. Aus dem Französischen.

Naturgewalten. Von Helene Raff.

Die jüngste Miß Mowbray. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bände.

Liebe Mädchen. Von Käthe Sturmfels.  
Drei Novellen.

Meeresgold. Von George Bronson-Howard. Aus dem Englischen.

Eva, wo bist du? Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von Kate Douglas Wiggin u. a. Aus dem Englischen.

Das goldene Schiff. Von Paul Oskar Höcker.

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von Mrs. Humphry Ward. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Gräfin Polly. Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von Richard Voß.

Eine Energiekur. Von Daniel Lesueur. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Hohelied des Lebens. Von A. von Klintowstroem.

Montana. Von Wm. Wallace Cook. Aus dem Englischen.

Lena Klippers. Von Carl Busse. 2 Bde.

## Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Kiesen. Von Rudolph Strag. 2 Bände.

Rudolph Strag, unter den modernen deutschen Erzählern der besten einer, hat in diesem Roman ein Meisterstück geschaffen. Aus dem Abgrund der Seelen, aus dem Dunkel Berlins ringt sich ein schwarzer Gedanke empor, wird Tat und Schuld und bleibt ein blutiges Geheimnis, bis der Schluß den Schleier löst. Kein Kriminalroman, sondern mehr: die Unterordnung spannender Handlung unter die Herrschaft eines Charakters, in dem höchste Kraft und tiefste Schlechtigkeit bis zur Sühne sich die Wage halten.

Das Paradies der Erde. Von Ada von Gersdorff.

Die Verfasserin des so berühmt gewordenen Romans „Ein schlechter Mensch“ tritt mit ihrer jüngsten Schöpfung abermals das Gebiet des Offiziersromans, wozu sie vermöge

ihrer gründlichen Vertrautheit mit den einschlägigen Verhältnissen vor anderen berufen ist. Leidenschaftlich bewegte Handlung, sowie wahrheitsgetreue und interessante Bilder aus dem militärischen Milieu verleihen diesem hervorragenden Roman einen ganz eigenartigen hohen Reiz.

Onkel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Eine Geschichte voll Gemüt und inniger Empfindung, bei der einem warm ums Herz wird. Der alte Onkel William ist eine Seele von einem Menschen, der wie seinerzeit „Der kleine Lord“ jung und alt für sich einnehmen wird.

Der Kampf um den Mann. Von Carry Brachvogel. 2 Bände.

Die fesselnde Schilderung verschiedener Wege, auf denen moderne Frauen Blick suchen, finden oder verlieren. Generationen, Weltanschauungen tre-

ten einander gegenüber, ringen verzweifelt miteinander, bis nach Erschütterungen und Entfagungen aller Art Stärke und geduldige Liebe zugleich den Sieg davontragen. Den Hintergrund des reichbewegten Romans bilden farbige Bilder aus dem Münchener Atelier- und Gesellschaftsleben, das die Verfasserin aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt.

**Der meergüne Wandstern.** Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.

Das packend erzählte Abenteuer eines jungen amerikanischen Millionärs, der seinem Gang zum Außergewöhnlichen und Ergreiflichen folgt. Die reichbewegte Handlung vor einem modernen Hintergrund hält den Leser bis zum letzten Augenblick in Spannung und macht die Vektüre zu einer außerordentlich unterhaltenden.

**Vor den großen Mauern.** Von Katharina Jitelmann.

Die hochinteressante Schilderung der unüberbrückbaren Kluft zwischen gelber und weißer Rasse und die packende Darstellung von Episoden aus den Boxeraufständen geben dem Buche einen hohen Wert. Der Leser wird durch die vortreffliche Zeichnung des seit kurzer Zeit wieder unsere Aufmerksamkeit beschäftigenden Milieus, das die Verfasserin auf mehrfachen Reisen nach China studiert hat, ebenso in Atem gehalten wie durch die dramatische Aufspitzung der Ereignisse bis zum Eintritt der Katastrophe.

**Entgeißt.** Von S. M. Crozer. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der ganze geheimnisvolle Zauber des Bandes der Wunder liegt über diesem spannenden Roman ausgegossen, in dem die gefeierte Erzählerin und die wechselvollen Schicksale eines entgeißelten jungen Mannes miterleben läßt, der sein Brot als Angestellter einer indischen Eisenbahngesellschaft verdienen muß.

**Die Kleine.** Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.

Der köstliche Humor und Wit, mit dem hier die welterschütternden Weiden und Freuden eines Wadtschleins ausgeplaudert werden, dürften dem lebenswübrigen Büchlein aller Herzen gewinnen.

**Paul Beck's Gefangennahme.** Von M. McDonnell Bodin. Aus dem Engl.

Der Detektiv Paul Beck ist zu einem Typus geworden, der Sherlock Holmes in nichts nachsteht. Auch in dieser glänzend geschriebenen Erzählung, wo der Held nach hüzigem beruflichem Wettstreit von der den Lesern der

Romanbibliothek längst bekannten Geheimpolizistin Dora Myrl schließlich „eingefangen“ wird, läßt der bekannte Verfasser alle Register seiner Erfindungsgabe spielen und weiß den Leser aufs trefflichste zu unterhalten.

**Schweigen im Walde.** Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Aus einem Erbfolgestreit zweier Sinen eines ostpreussischen Geschlechts entwickelt der rühmlichst bekannte Verfasser eine Reihe reizvoller Bilder, in deren Mittelpunkt eine prächtige Diebesgeschichte steht. Das Ganze ist durchtränkt von einem wahrhaft goldenen Humor.

**Das Gespenst.** Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Der bekannte Schriftsteller erzählt hier eine richtige Geistergeschichte, die eine Fülle amüsanten Erlebnisse und aufregender Abenteuer enthält. Der Roman ist ein dramatisches Phantasiemalgé; er will nichts weiter als unterhalten — und das tut er in höchstem Grade.

**Lichterfelderstraße Nr. 1.** Von Hanns von Zobeltitz.

Eine übermüthige Berliner Zigeuner-, eine Bohemagegeschichte, die viel Selbstgesehenes und Selbsterlebtes enthält. Aber Hanns von Zobeltitz schilbert in ihr nicht die Berliner Bohème von heute, nicht die höhlwangigen Ästhetiker des Cafés Größenwahn. Seine lustigen Gestalten sind volksastiger und warmerherziger, sie kommen aus einer gesünderen Zeit, aus dem glorreichen Jahre 1870, dessen Ereignisse wirkungsvoll in den Gang der Erzählung verflochten sind.

**Die Primadonna.** Von J. Marion Crawford. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Einen tiefen Einblick in die in jedem Sinn dramatische Laufbahn eines gefeierten Opernkünstlers gewährt uns dieser Roman des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die spannende Handlung, das interessante Milieu und die geistreiche Schreibweise fesseln den Leser in höchstem Grade.

**Angst und Emma und andere Geschichten.** Von Georg Hirschfeld.

Zwei Gruppen bilden diese Novellen des so rasch berühmt gewordenen Verfassers. Von Liebenden erzählt die eine, Mann und Weib im Kampf und Jubel der ersten Frühlingsneigung; die andere zeigt eine Reihe von menschlichen Tragikomödien — Eingeleitungen, die uns wie gute Bekannte entgegenkommen.



# Der Roman einer Hofdame

# Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten  
modernen Romane aller Völker



Band 22  
Achtundzwanzigster Jahrgang

# Der Roman einer Hofdame

Von

Ruth Freifrau v. Gagern-Rospoth

Zweiter Band



Stuttgart 1912  
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten  
Copyright 1912 by J. Engelhorn's Nachf.

**Memorial Library**  
**University of Wisconsin - Madison**  
728 State Street  
Madison, WI 53706-1494

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Mem  
PT  
2613  
A34

4243511  
AXQ 9863  
169

R66  
1912  
v.2

2. Das Schicksal sprach ...  
Erstes Kapitel

Marie stand am Coupéfenster und starrte hinaus. Langsam verschwanden die Dächer der Favorite, hin und wieder huschte zwischen den Büschen eine alte steinerne Figur vorbei, dann war der Park zu Ende. Die ersten Felder kamen. Starr stand sie, keine Muskel rührte sich. Es war ihr, als sei alles Denken und Fühlen in ihr gelähmt. Vorbei, alles vorbei. Ode schien ihr die Zukunft, trostlos-grau. Keinen klaren Gedanken konnte sie fassen; nie wieder, glaubte sie, scharf nachdenken können: Es war ja nun alles vorbei.

Endlich kam ihr zu Bewußtsein, daß noch ein Mensch in demselben Abteil saß. Mechanisch ließ sie sich auf ihren Platz nieder und betrachtete gedankenlos den Mitreisenden. Ein sehr großer, magerer Mann, brünett, glatt rasiert. Er las und sah sie nicht an. Dadurch, daß er sie nicht betrachtete, keinerlei Interesse für sie zeigte, wurde in ihr der Begriff erweckt: Ein Engländer. So brauchte sie sich nicht zu verstellen. Und starr sah sie vor sich hin, die Hände in dem Schoß gefaltet. Sie las das Bahnreglement, ohne sich dessen bewußt zu werden, suchte mit den Augen nach der Notbremse, bloß weil ihr Gehirn nicht mehr arbeiten konnte. Sie fühlte, daß die seelischen Erregungen der

letzten Zeit über ihr Fassungsvermögen gingen, daß es unmöglich sei, Stunde für Stunde so intensiv zu denken und zu leiden.

Wleinern lief die Zeit. Langsam wurde die Gegend hügelig, Dörfer und Gehöfte rasten vorüber; Marie sah es nicht. Nicht e i n m a l wandte der junge Mann den Kopf nach ihr herum; er nahm keinerlei Notiz von ihr.

Bei einer Station wurden Zeitungen ausgerufen. Marie beugte sich hinaus und kaufte eine Zeitschrift. Instinktiv wehrte sich ihr Gehirn gegen den qualvollen Kreislauf der Gedanken: vorbei — alles vorbei. Liebe und Glück und Jugend . . . ‚Unmöglich.‘ Und dieses Wort ‚unmöglich‘ gab ihr ein Gefühl ohnmächtiger Wut und Verzweiflung: . . . ‚Nie wieder.‘ Schon einmal hatte sie ähnlich empfunden — damals, als ihre Mutter für immer die Augen geschlossen hatte: „Nie wieder wirst du lachen, Mutter, nie wieder mit deinen gütigen Augen dein Bébé betrachten . . . vorbei!“ — Aber jetzt lebten sie beide, zwei junge gesunde Menschen, die nacheinander in brennender Sehnsucht verlangten, und unerbittlich schrieb auch hier das Schicksal: ‚Nie wieder.‘ Meilen und Meilen trennten sie. Sie empfand die Dual so physisch, daß sie am liebsten laut gestöhnt, Tränen vergossen hätte.

Sie blätterte in dem Heft, versuchte zu lesen, vielleicht würden ihre Gedanken abgelenkt. Aber mit leeren Augen betrachtete sie die Bilder. Sie sah alles, aber begriff es nicht; las, und wußte nicht, was die

Worte bedeuteten. Unter einer Geschichte stand ein kleiner Vers:

„Das Schicksal sprach: Auf ewig sei verwehrt  
Erfüllung dir, wonach du sehrend bangst,  
Du bist ein Feuer, das sich selbst verzehrt,  
Und nie wird dein, wonach du heiß verlangst.  
Die Liebe sprach: Die Bürde, die ich trug,  
Ich trage weiter sie voll stolzer Bein,  
Daß ich nur lieben darf, ist mir genug.  
Stark ist das Schicksal — ich will stärker sein.“

Die Worte nahmen sie in ihren Bann. Einen Augenblick richtete sie sich auf. Kampfbereit, herausfordernd, mit aufeinandergepreßten Zähnen starrte sie vor sich hin. Sie sah nicht das rote Plüschsofa vor sich, nicht den eilenden Zug, sie sah sich ihrem Feind gegenüber, ihrem Todfeind: dem Schicksal. Mit ihm hielt sie Zwiesprache: ‚Du glaubst, du kannst mich beugen, mich werfen, mir die Liebe aus dem Herzen reißen? Du glaubst, die Zeit wird das Gefühl abschwächen. Ja? — Nun, dann sage ich dir: du hast dich verrechnet, du hast es mit Marie Woldt zu tun. — Stark ist das Schicksal — ich will stärker sein!‘ —

Langsam streifte sie den Handschuh ab und rißte mit dem Nagel das Papier, schnitt den kleinen Vers heraus und steckte ihn in die Seitentasche ihres Portemonnaies.

Dann sah sie hinaus. Grün und lieblich leuchtete der Obenwald. Marie erkannte die Gegend, bald kam ihre Station. Sie suchte ihr Gepäck zusammen. Plötzlich tauchte der heimische Kirchturm auf, und die weiß-

rote Fahne des Schlosses flatterte über den Wald. Sie sprang auf und drückte die Hand vor den Mund, um nicht zu schreien oder zu weinen. Die Heimat! die geliebte Heimat! Beldt! die rote Erde, der kleine Fluß —, und das Heidekraut blühte! Das Heidekraut, durch das sie oft wie im Rausch galoppiert war . . . Die Heimat! All die Gedanken der öden Verzweiflung wichen dem wunderbaren Heimatsgefühl. Dort war sie zu Haus, dort öffneten sich für sie die Arme von all denen, die sie innig liebten, dort an der Mutter Grab würde sie weinen, freier atmen können, ohne an der Qual der letzten Tage und Wochen ersticken zu müssen. Dort würde sie sich wiederfinden.

Der Zug hielt in dem kleinen Bahnhof. — Der Aufseher hielt zwei unruhige Jucker, und eine schlanke Gestalt im Strohhut und Schilfleinenkleid stand am Perron. Marie riß das Fenster herunter und rief gellend, alles um sich herum vergessend, ein über das andere Mal: „Cessy, Cessy, Cessy!“ Ob ein paar Bauern sie hörten, war ihr ganz gleichgültig. Sie klinkte die Tür hastig auf und stürzte der kleinen Blondine entgegen. Mit einem schluchzenden Laut fiel sie ihr in die Arme. Ihr ganzer Körper bebte. Wie eine Erlösung empfand sie die Tränen, sie preßte ihren Kopf fest gegen die Schulter der Schwester.

Cessy sah sich hilflos um.

„Gepäckträger, dort die Sachen aus der ersten Klasse! — Wo hast du deinen Schein?“

Marie reichte ihn ihr, ohne die Stellung zu ver-

ändern. Der junge Mann reichte dem Träger die Sachen heraus.

„Bébé, nimm dich zusammen.“ Cessy klopfte ihr auf den Rücken. Hastig ließ Marie sie los und, sich der roten Augen schämend, lief sie schnell durch die Sperre und schwang sich auf den Selbstkutschierer.

„Willst du fahren, Bébé?“ Sie schüttelte nur den Kopf, und Cessy ergriff die Zügel. Mit einer Langade zogen die Zucker an. Mit nervigen, festen Händen parierte Cessy die Pferde zum Trabe. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Die weißrote Fahne leuchtete über dem Wald . . .

Der große Herr stand im Fenster und sah den Schwestern nach. An der nächsten Station rief er den Zeitungshändler und kaufte sich dieselbe Zeitschrift. Er suchte nach einer Stelle. Dann nahm er sein Taschmesser, schnitt fein säuberlich den Vers heraus und barg ihn im Geldbeutel.

Marie beruhigte sich nach und nach. Cessy sprach nicht, sie wartete, bis Marie etwas fragen würde.

„Ist Rainer da?“

„Nein,“ sagte Cessy. „Er hatte noch keinen Urlaub, er kommt erst morgen mittag.“ — Ein heller Glanz flog über ihr Gesicht.

Plötzlich wußte Marie nicht mehr, was sie sprechen sollte. Cessy erzählen? Nein. Nie! Nie! Cessy, die alles mit klarem Verstand beurteilte, die solch frohes, sicheres Lächeln des Glückes hatte, die so resigniert die sechs Jahre hatte warten wollen, von denen das Schick-

sal ihr nun vier erlassen hatte, Cessy von all den offenen Wunden, aus denen ihr Herzblut floß, erzählen? Nein. Unmöglich. Da empfand sie, daß zwischen ihr und ihrer Schwester sich eine Mauer aufbaute. Cessy aber dachte: „Nun bin ich in vier Wochen Frau. Jetzt als Braut treten schon hundert Hausstandssorgen an mich heran, die von keinem Interesse für Bébé sein können; ach, das verwöhnte Bébé paßt nicht in eine Leutnantsmenage wie ich!“ Und kühler und höher wuchs die Wand zwischen ihnen.

Vor der Rampe stand Ria. Es lag etwas angstvoll Fragendes, fast Zärtliches in ihrem Blick, als sie die junge Schwester innig in die Arme schloß. „Marie, Marie!“ flüsterte sie.

Es fiel Marie auf, daß sie nicht ‚Bébé‘ genannt wurde; es war, als hätte Ria sie unwillkürlich aus der Liste der Kindheit gestrichen, und da fühlte sie: Ria wußte, verstand alles; und die große, ihr durch Alter und Stellung so weit überlegene Schwester würde ihr nun die Mutter ersetzen, die Mutter, nach der sie so brennend verlangte . . .

Der Graf hatte in seinem Arbeitszimmer den Wagen rollen hören und trat heraus. Marie erschrak. Er war furchtbar gealtert, eingefallen. Das Strahlende, Faszinierende, das diesem Mann ein Übergewicht andern gegenüber verliehen hatte, war verschwunden. Der sonst so Aufrechte hielt sich gebückt, und seine Stimme zitterte. „Nun, mein Sonnenkind, bist du wieder da? Dein alter Vater braucht dein Lachen, deine Fröhlichkeit! . . .“

Marie sah: hier mußte sie jetzt die Gebende sein. —

Nach dem Essen ging sie mit Ria in den Garten.  
„Was ist es mit Papa, er ist grenzenlos verändert?“

Ria zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht genau, aber ich bin in großer Sorge. Kind, lach mit ihm, sei heiter, zeig ihm nichts, und wenn es dir noch so schwer fällt, deine erste Pflicht ist jetzt dein Vater, alles andere tritt davor zurück. Ich habe das Gefühl, daß er keinen zweiten Hof mehr vertragen könnte.“

„Wie lange bleibst du?“

Ria wandte den Kopf zur Seite; da fragte Marie nicht weiter. Sie war eine Welt. Sie hatte dieselbe Bewegung, wenn etwas sie quälte und sie es zu verbergen suchte.

Ria merkte, daß sie verstanden wurde. Mit demselben plötzlichen Impuls, den sie mit Marie gemein hatte, wandte sie ihr Gesicht wieder herum. Es war in dem Augenblick bleich und alt. „Marie, es weiß niemand hier, warum ich kam, ich will es nur dir sagen.“ — Sie holte tief Atem. „Ich konnte das Leben, das ich zu führen gezwungen bin, nicht mehr ertragen, und kam zu Vater, um mit ihm meine Scheidung zu besprechen, aber es ist mir nicht möglich, Papa jetzt die Aufregung und den Schmerz anzutun . . .“

Entgeistert blieb Marie stehen. „Du, Ria — scheiden? Dich haben wir alle immer für strahlend glücklich gehalten, du hast doch Karl Anton aus reinsten Liebe geheiratet und er dich auch! Du siehst immer

schön und strahlend aus und machst alle Fürstinnen in Oesterreich tot, und Karl Anton ist dein Sklave . . .  
 „Kia, du hast ihn so geliebt, ist das vorbei?“

Kias Ausdruck war grenzenlos bitter, sie wollte nicht weich werden, darum zuckte sie nur die Achseln.  
 „Tout lasse, tout passe, tout casse.“

Seltzam, wie Kia jetzt der Mutter glich. „Aber, Kia, wie ist es möglich, daß die Liebe aufhört?“

„Kind,“ sagte Kia ernst, „die Liebe wird durch einen Mann hervorgerufen, sie ist da, heiß und lodernd und stark; und niemand kann sie dir aus dem Herzen reißen, niemand. Kein Fremder, keine Gewalt, keine Zeit, kein Schicksal, nur einer: der, der die Liebe in dir erweckt hat. Und der sie heraufbeschwor, kann sie auch wieder vernichten. Langsam, durch Enttäuschung, mit vielen kleinen Nadelstichen oder mit einem einzigen Keulenschlag. Und Karl Anton hat meine Liebe mit Stumpf und Stiel ausgerottet, es ist nicht einmal mehr das Mitleid geblieben. —“

„Und womit? Wie kam das alles?“

„Frag nicht, Kind,“ gab Kia gequält zurück.

„Aber Kia, wenn du ihn auch nicht mehr liebst, er muß dich doch anbeten!“

Da zuckte es hart in ihrem Gesicht. „Er ist vielleicht noch stolz auf mich, aber nicht mehr als auf seinen Derby Sieger, auf ein Pferd, einen Hund. Ich gehöre zum ganzen Train, er braucht mich als Repräsentantin, er weiß, daß ich die Buben gut erziehe, aber sonst haßt er mich.“

„Wie ist das möglich?“

„Kind, du bist zu jung dafür. Siehst du, ich bin kein Mitwisser, ich bin gewissermaßen sein Richter, und dann, Marie,“ sie lächelte, „dann bin ich stolz wie wir alle. Ich bin eifern korrekt meinen Weg gegangen, er kann mir nichts vorwerfen, und da kommt er sich klein und niedrig vor mir vor. Und ich kann es nicht ändern: jeder meiner Blicke sagt ihm, wie ich ihn verachte, und dafür haßt er mich . . .“

„Und all deine Schönheit, Ria?“

Rias Gesicht drückte Widerwillen aus. „Ach, laß das . . . Nun kam ich wegen der Scheidung her, aber wenn ich auch glatt in Ungarn geschieden würde, so hat Karl Anton ebensoviel Besitz in Osterreich, er braucht die Buben nur als Osterreichler naturalisieren zu lassen, die Kinder sind auch katholisch, dort würden wir nie geschieden, und dann müßte ich mich von meinen Söhnen trennen. Es wäre ein rasend aufreibender, verwickelter Prozeß. Noch habe ich die Kräfte zum Kampf, noch bin ich nicht mürbe, darum kam ich her, um mir bei Vater Rat zu holen — und finde einen Schwerverkranken. Er hält mich für genau so glücklich, wie ihr alle, weil ich all die Jahre zu stolz war, um euch zu sagen, daß all mein Verstand und meine Schönheit mir nichts nützten, um den eigenen Mann zu fesseln . . . Und das Grausame ist: er lacht, er fühlt sich meiner so sicher, weil ich nie eine Handbreit vom Wege gewichen bin. Und nun bleibe ich hier und warte, bis es Vater besser geht, ich warte geduldig, weil ich nichts mehr für mich

zu hoffen habe, ich warte, ob sich das Schicksal einmischet oder nicht . . .“

Sie schwiegen beide eine Weile.

Vor ihnen war das Grab der Mutter.

„Siehst du, Marie, sie ist zur rechten Zeit gestorben. Sie ließ uns alle im Glück zurück, da war noch nicht Pappas Ruin, da warst nicht du, nicht ich.“

Das eigene Leid verblich vor Marie. Sie trug eine tiefe Wunde, aber wie mit einem Schwert geschlagen, eine Wunde, deren Narbe zurückbleiben würde. Bei Mia war es eine eiternde Stelle, unheilbar; da lag das Glück in Scherben, im Schmutz, es war nicht mehr zu flicken, nie mehr. Sie lehnten am Gitter des Grabes. Keine sagte der andern ein Wort des Mitgeföhls, es war unnötig, das Blut in ihnen verstand sich auch ohne Worte, in ihrem Schweigen fühlten sie die starke Sympathie der nahen Verwandtschaft, die unerklärliche Zusammengehörigkeit der Blutsbande. Von weitem sahen sie Cessy kommen. Unverabredet wandten sich beide mit heiteren Gesichtern um. Die Braut sollte von all dem nichts wissen. Marie sagte rasch: „Wieviel hat denn nun Cessy zu leben?“

„Wir erben jede so, daß wir achttausend Mark jährlich haben, es wäre noch immer wenig für Cessy, aber Abba gibt fünfzehn Jahre lang ihre Zinsen auch noch.“

Marie sah zu Boden. Abba hatte einen ziemlich unbemittelten Prinzen Bärenstein geheiratet, der sehr einfach auf seinem Besitz lebte, sie hatte auch drei Söhne. Freudenlohe war steinreich. Das Palais in

Wien hatte allein an Kunstschätzen Millionen Wert, und seine ungarischen Güter waren Quadratmeilen groß.

Kia erriet ihre Gedanken: „Warum Abba auf die Zinsen verzichtet und nicht ich, meinst du?“ Ihre Zähne nagten an der Unterlippe. Ganz leise kam es: „Marie, man rührt das Geld des Mannes, den man verachtet, nicht gern an; ich wäre sonst gezwungen, es zu tun. — Die Abhängigkeit wäre unerträglich für mich.“

Da wußte Marie, was der Belbtsche Stolz unter dem Geld des Freudenlohe gelitten haben mußte.

Cessy hatte sie erreicht; Kia entschuldigte sich, und die beiden jüngsten Schwestern schritten langsam weiter.

„In weniger als vier Wochen ist nun schon deine Hochzeit,“ sagte Marie träumerisch.

„Ja, Rainer wollte nicht länger warten; und die Aussteuer ist fertig. Papa gibt mir etwas mehr Bargeld, dafür nehme ich meine alte Schlafstubeneinrichtung mit und Mamas Boudoir als Salon. Für mich noch immer prachtvoll.“

Und dann meinte sie fröhlich: „So war der armen Tante Tod für mich von großem Wert. Gewissermaßen bin ich jetzt eine gute Partie, und wenn ich mir früher ausgerechnet, wie wir auskommen wollten, so reichte es gerade knapp zum Leben. Wobon ich mich bekleiden sollte, blieb mir ein Rätsel. Ich hatte die Wahl zwischen selbstverfertigten Mullkleidern oder den abgelegten Kleidern der Schwestern. Und der Gedanke, Kias Prachttoiletten, wenn die Mode vorüber wäre, zu

tragen, war einfach schauderhaft! Die faniierten Sachen der Fürstin-Schwester!"

Da war er wieder, der Selbstsche Stolz. Sie fühlte sich als Frau des armen Offiziers, der aus uradligem Geschlecht stammte, keinen Zoll weniger als die Fürstin Freudenlohe.

„Aber nun heiratet ihr so schnell. Wenn Tante nicht starb, hättet ihr vier weitere Jahre warten müssen!"

Cessy lächelte überlegen, als wolle sie sagen: „Was verstehst du davon.“

„Jetzt mag Kainer eben nicht länger warten.“ Aber höchst erstaunt fuhr ihr Kopf herum, als Marie vor sich hinsinnend sagte: „Glaubst du, daß er dir die ganze Zeit treu geblieben ist?"

Cessy wurde rot, dann sagte sie energisch: „Jedenfalls werde ich ihn nie danach fragen.“

„Warum?" meinte Marie naiv.

Cessy machte ein abweisendes Gesicht.

„Weil ich mich unter jeder Bedingung blamieren würde. Es gibt drei Antworten auf diese Frage. Entweder er lügt, dann habe ich nichts gewonnen, außer dem Mißtrauen an seine Offenheit, oder er sagt die Wahrheit, dann stehe ich ganz albern da, denn was soll ich dann sagen? Oder er ist unschuldig und sieht mich entsetzt an, daß ich ihm nicht vertraute, findet es unzart und taktlos, und ich bin wieder der Hereingefallene.“

Marie sah Cessy mit bewunderndem Staunen an.

„Wie überlegst du bist, so weit hätte ich nie gedacht;

käme mir der Gedanke, sofort würde ich ihn aussprechen."

"Und hättest dich rettungslos blamiert."

"Ja, aber ich wüßte es doch denn wenigstens."

"Was hättest du davon? Nach dem Vorleben eines jungen Herrn hat sich keine Dame zu erkundigen, er ist niemandem vor seiner Ehe Rechenschaft schuldig."

Marie erhitzte sich. "Und eine Frau? Die wird verdammt und vernichtet, ins Irrenhaus gesperrt, und wenn auch kein Fleckchen Sünde daran war ..."

Cessy streifte Marie mit-interessiertem Gesicht. Was war nur mit der Kleinen geschehen? "Du vergißt, daß ich Braut bin," sagte sie, das Thema abschneidend.

Marie stutzte. Cessy wollte sich also aufspielen! Sie spielte sich auf die Braut, wollte mit der Schwester, mit welcher sie alle ihre Mädchengedanken ausgetauscht hatte, nicht mehr etwas Natürliches besprechen, weil eine Braut von solchen Dingen nicht reden könne. 'Albern,' dachte Marie. 'Albern!'

Sie hatte nicht gemerkt, daß in der kurzen Zeit bei Hof ihr Sehkreis sich sehr erweitert hatte, sie das Leben kennen gelernt, wie es war, so daß ihre Begriffe sich gänzlich geändert hatten. Sie fand bei Cessy kein Verständnis mehr; dafür konnte sie bei Mia jetzt darauf rechnen.

Im Gartensaal fanden sie einen großen Stoß Telegramme auf dem runden Mitteltisch.

"Alles Gratulationen," seufzte Cessy gelangweilt, "du kannst sie mir vorlesen, Bébé."

Marie öffnete sie und las den Inhalt laut vor. Bei einem Telegramm stuzte sie: ‚Nagy-Appony. Komme morgen mit Efuhrzug, bitte Ria und Papa nichts sagen. — Karl Anton.‘

Die Depesche war Baronesse Belbt adressiert, womit wohl Cessy gemeint war. Aber Marie unterschlug sie. Es mußte Ria angenehmer sein, wenn Cessy den Inhalt nicht erfuhr. Aber die Nachricht beunruhigte sie: Was wollte Karl Anton? Und nun gerade morgen zum Verlobungsfest, wo auch Maggie und Abda kamen!

Arme Ria, was stand ihr bevor?

Das Leid der Schwester half ihr über das eigene hinweg.

Marie bewunderte im stillen Cessy. Was war sie in dem Trauerjahr für eine Hausfrau geworden! Früher, als der große Train noch geherrscht hatte, hatte sich niemand recht um den Haushalt gekümmert. Haushofmeister, Kammerdiener, Haushälterin, Koch, alle waren perfekt gewesen, es war alles tabellos gegangen, und niemand hatte gefragt, was alles kostete. Im Stall und Park war es dasselbe gewesen. Jetzt war die Dienerschaft auf ein Drittel beschränkt worden. Aber Cessy hielt alles unter ihrem Blick. Man merkte kaum einen Unterschied gegen früher. Sie leitete den Haushalt so tabellos, daß der Vater niemals die veränderten Verhältnisse schmerzlich empfand. Marie machte ihr ein Kompliment darüber.

„Es war mir sehr gesund, schon jetzt rechnen zu

lernen," erwiderte Cessy, „denn ich werde doch immer rechnen müssen.“

„Aber nun habt ihr doch anständig zu leben.“

„Ja, und Rainer hat sich in eine kleine Garnison versetzen lassen; du weißt ja, wie ich denke: ‚Lieber der erste in Gallien, als der zweite in Rom.‘ In einer kleinen Garnison sind wir dann womöglich die Krösusse.“

„Nimmst du dein Pferd mit?“

„Nein, es ist für Rainer zu klein, um vor dem Zuge zu gehen.“

„Aber für dich doch nicht!“

Cessys Augen wichen aus. Marie begriff. Die traditionellen drei Söhne, die die Beldtschen Töchter in den ersten drei Jahren bekamen, fielen ihr ein.

„Cessy, ich werde niemals solche Hausfrau wie du werden," seufzte sie kleinlaut.

„Dann verlieb dich ja nicht in einen armen Leutnant!“

Marie senkte die Augen. Davor war sie nun sicher.

Der Diener brachte ein Telegramm. Dete sagte sich mit Konstantin aus Kurland zum Geburtstag des Vaters an. — Dete. Sie war den Schwestern fremd geworden. Seit ihrer Heirat hatten sie sie nur tageweise wiedergesehen. Kaiserlings waren von Stockholm nach Tokio versetzt worden, und diesen Sommer verlebten sie wieder in Kurland. Er war ihnen immer ein Fremder geblieben, der schwarze Bottschaftsrat mit dem schnarrenden R, der keinen Sinn für das Landleben hatte, der die Lieblichkeit des Odentwaldes nicht

sah, die Dienerschaft wie Leibeigene behandelte, immer lächelte, immer à quatre épingles, nie ohne Kammerdiener reiste. Er war stets höflich und liebenswürdig, aber trotzdem wurden die Schwestern bei ihm das Gefühl nicht los: er verbirgt hinter der diplomatischen Larve eine Raubtiernatur. Doch Dete hatte nie geklagt . . . Sie hatte ihn ja auch aus Ehrgeiz genommen, aus kühler Berechnung. Das wußten sie alle. Sie half ihm glänzend in der Karriere, sie war sicher, daß er einen Botschafterposten bekam. Klagen — nein, Klagen würde Dete nie. Niemals würde sie zeigen, daß sie sich zu ihren Ungunsten verrechnet hatte.

Cessy überschlug in Gedanken ihr Menü. Nun, Kaiserling sollte den Niedergang des Hauses nicht merken, denn alle waren überzeugt, daß Dete ihrem Gatten nie ein Wort davon mitgeteilt hatte. Er war zu seiner Hochzeit vor sechs Jahren das letzte Mal in Belbdt gewesen, es waren acht russische Verwandte gekommen, mit Diademen und riesengroßen Steinen. Sie wollten der kleinen Baronesse imponieren, die die Ehre hatte, in ihre Familie zu heiraten, zwischen die Urusoffs, Woronzows, Medjierskys und wie sie alle hießen . . .

Über die Haltung der Gräfin und ihre sechs Reihen Perlen hatten sie bescheidener werden lassen, und als Ria mit dem Freudenloheschen Schmuß in ihrer sieghaften Schönheit erschien, war der ganze Hochmut verflogen. Die Braut trug das Diadem, das sie als Morgengabe erhalten hatte, mit solch selbstverständlicher Sicherheit, als könne es gar nicht anders sein.

Eine der Russinnen meinte: „grande Dame sein lernt sich nicht, das muß angeboren sein“; und stillschweigend wiesen die Urusoffs, Woronzows, Medjierskys der deutschen Baronesse einen Platz unter den Thron an. Auf der ganzen Linie hatte Dete gesiegt . . . Cessy dachte an die eigene Hochzeit, die sie nun allein arrangierte, ohne den Vater mit Fragen zu belästigen. Wie sie die Weine fortierte, den Speisezettel zusammensetzte, die Züge aufschrieb, mit denen die Verwandten kamen — nicht im Salonwagen, wie die Russen, sondern bescheiden zweiter Klasse; selbst die Fahrten zur Station mußten überlegt eingeteilt werden, jetzt, wo nur noch zwei Kutscher auf dem Hofe waren.

Bei Detes Hochzeit hatten die Biererzüge am Bahnhof gestanden, die Livreen der Diener — man hatte damals neun neu eingekleidet — waren noch vorhanden, und den einfachen Märkern würden die Augen über die Weltliche Herrlichkeit übergehen.

Niemand hatte bei Detes eleganter Hochzeit geahnt, daß der Graf schon in sein Vermögen eine große Bresche gerissen hatte, um den Russen zu imponieren. Ein kleines Vermögen hatte ihn die Eitelkeit gekostet . . .

## Zweites Kapitel

Am nächsten Morgen ging Marie in den Stall. Vierzehn leere Boxen starrten ihr entgegen. Es waren nur noch zwei Paar Wagenpferde da und Cessys kleine

Bollblutstute. Sie ließ die Schimmeljucker vor den leichten Sandfchneider spannen und fuhr ohne Rutfcher zur Bahn, um ihren Schwager abzuholen. Mit klopfendem Herzen stand sie am Bahnsteig. Ein Gefühl von Haß und Groll stieg in ihr auf, als Freudenlohe ihr in nonchalanter und ein wenig krummer Haltung entgegenkam. Er war gealtert und kahl geworden; hübsch war er nie gewesen, aber immer mit dem Cachet des vornehmen Mannes, das sich nicht nachahmen ließ, das schon in der Wiege lag: die alte Rasse, die kein amerikanischer Milliardär kaufen konnte, ebensowenig wie ein Parvenü den Gang, die Haltung des Freudenlohe nachzuahmen imstande war, die natürliche Lässigkeit des Aristokraten, die bei ihm lächerlich wirken würde. Karl Anton war nach der neuesten Wiener Mode gekleidet. Seine Augen schienen wie immer verschlafen, schwere Lider bedeckten sie. Aber als er auf Marie zukam mit dem gewinnenden, ein wenig müden Lächeln, war er wieder der Mann, der immer noch einen undefinierbaren Charme für Frauenherzen hatte. Und als er sagte: „O, o, meine kleine Schwägerin holt mich ab, schau, ich wußte nicht, daß la dame d'honneur de son Altesse anwesend wäre,“ hatte sie all ihren Groll vergessen. Karl Anton war einer von denen, die in Gesellschaft ungezogen sein konnten, manierlos, frech, die die gewagtesten Sachen sagen konnten und denen jedermann es gern verzieh.

Marie aber sah hinter dem Lächeln eine nervöse Unruhe, eine gewisse Angst. Krumm saß er neben ihr

auf dem Bock, unter den er die Handtasche geschoben hatte.

„Ist das dein ganzes Gepäck?“

„Ja,“ sagte er unsicher, „ich bleibe nicht lange.“

„Hast du einen Frack mit?“

„Frack? Bewahre. Wozu denn?“

„Es ist heute Cessys Verlobungsdiner, und die ganze Nachbarschaft kommt.“

Er wäre ihr vor Schreck beinahe in die Bügel gefallen.

Marie parierte zum Schritt durch. „Karl Anton,“ begann sie leise, „es weiß außer mir niemand, daß du kommst, weder Cessy, noch Papa, noch Mia . . . Ich allein weiß auch, warum du kommst . . .“

Er sah alt aus, fahl und verlebt, und doch war etwas in seinem Ausdruck, das Marie jammerte. „Und dein Vater?“ fragte er.

„Papa ist krank, da hat Mia ihm nichts sagen wollen, und Cessy ist Braut . . .“

Er faßte ihre Hand. „Danke, Bébé!“

Es klang seltsam tief und warm aus diesem Munde, der immer zu einem zynischen Witz bereit war. „Ich möchte Mia dann lieber allein sprechen.“

„Ich werde dich in die Fasanerie fahren und dir Mia schicken.“

Er nickte dankbar. „Wirßt du mich dann wieder zur Bahn fahren?“

„Ich werde sehen. Um ein Uhr kommt Rainer, so hättest du eine knappe Stunde für Mia . . .“

In seinem Gesicht zuckte es: Eine knappe Stunde. Marie dachte: ‚Was sagte Ria? Ich warte, ob das Schicksal eingreift.‘ — War dies die Stunde des Schicksals?

Sie hielt, er stieg aus, sie reichte ihm wortlos die Tasche. Im schlanken Trabe fuhr sie direkt zum Stall zurück. Sie befahl, die Pferde trocken zu fahren und angespannt zu lassen. Dann suchte sie Ria auf. „Kommst du mit in die Fasanerie?“

Langsam schritten die Schwestern . . . Maries Pulse flogen. Sollte sie Ria etwas sagen? Sie brachte es nicht über die Lippen, eine instinktive Scheu verhinderte sie zu sprechen. In der Fasanerie war ein altes Denkmal, gestiftet von drei Majoratsfrauen, die zu gleicher Zeit gelebt hatten. Der Platz hieß der Dreifrauenstein. Dort wartete Karl Anton. Ria entdeckte ihn plötzlich. Sie griff nach Maries Arm.

„Warum hast du mir das nicht gesagt? O, ich wollte ihn doch nicht sehen.“

Da kam Karl Anton auf sie zu, sehr, sehr langsam, die Blicke ein wenig angstvoll auf seine Frau geheftet.

Die war weiß bis in die Lippen.

„Ria, ich möchte dich sprechen.“

Sie krampfte sich an der Schwester fest. „Bleib bei mir.“ Marie erschrak tödlich. In Rias Blick war Angst, namenlose Angst. In dem Blick der stolzen, furchtlosen Ria. Wovor? Sie verstand es nicht, und das verschärfte ihr Entsetzen. Er sah seine Frau an: „Ich möchte dich allein sprechen, Ria!“



„A rivederci, ma chère, bleib, solange du willst, bei deinem Vater . . .“

Mia antwortete nicht, sie sah geschlagen aus, hilflos; der königliche Stolz war gebrochen, die Augen hatten etwas trostlos Leeres im Ausdruck.

Er bestieg den Wagen. „Vorwärts, Bébé, es ist Zeit.“

Sie sprachen nicht, jeder war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt. Kurz vor dem Bahnhof wandte er sich an Marie: „Willst du heuer die Jagden bei uns reiten in Ungarn?“

Sie sah ihn sprachlos erstaunt an.

„Ja, bei u n s, Bébé,“ wiederholte er, das ‚uns‘ betonend.

„Gern,“ erwiderte sie verwirrt. Schweigend fuhren sie bis zur Station.

„Dein Zug geht erst später, Karl Anton. Bitte, verstecke dich, damit Rainer dich nicht sieht.“

„Ich hatte noch nicht die Ehre, den neuen Herrn Schwager kennen zu lernen,“ kam es lässig heraus.

Das Blut kochte in ihr auf. Sie wandte sich ihm mit blühenden Augen zu. „Rainer ist ein sehr anständiger Mann aus guter Familie, dafür, daß er nicht so reich ist wie du, kann er nichts. Wir alle sind stolz, daß er Cessy heiratet, und überzeugt, daß er sie glücklich machen wird.“

Freudenlohe blinzelte amüsiert bei ihrer feurigen Verteidigung. „Du meintest damit: tout comme chez nous, nicht wahr? Danke sehr, liebe Schwägerin.“

Er nahm ihre Hand, drehte sie herum und küßte das Loch, das der dicke Fahrhandschuh freiließ: „Au revoir, ma belle.“ Da brauste der Zug heran.

Aus der zweiten Klasse sprang ein kleiner, blonder Herr, fest, drahtig, gesund, verbrannt. Er trug die Helmschachtel selbst, war in einen leichten, dunkelblauen Bummelanzug gekleidet. Mit einem offenen, frohen Gesicht kam er Marie entgegen. Sie streckte ihm die Hand vom Bod' herunter: „Ich muß um Verzeihung bitten, daß nur ich dich abhole, aber Cessy hatte noch zu tun. Ich bin so froh, hier zu sein, um euch endlich glücklich zu sehen. Du kannst dir nicht denken, wie mich die Nachricht freute.“

Ganz von selbst war ihr das ‚Du‘ gekommen. Ein froher Strahl in seinen Augen dankte ihr dafür, und als er neben ihr saß, fühlte sie: ‚Hier ist mein Bruder.‘ Ein gutes, warmes Gefühl, wie sie es noch keinem Manne gegenüber empfunden hatte. Ihre andern Schwäger, die waren für sie nur die Männer ihrer Schwestern. So dunkel verbrannt war Rainer, so blond und kernig, und die Augen so klar und blau, daß man ihnen unbedingt trauen mußte.

Die alte, zähe Rasse sprach aus dem Gesicht. Was bei Freudenlohe degeneriert war, war hier zum Guten gereift. Beide hatten ihre zweiunddreißig Ahnen, aber diese Ahnen waren verschieden. Bei Freudenlohe waren es Magnaten aus dem österreichischen Hochadel, klingende Namen aus Habsburgs Geschichte, große Herren, die seit Jahrhunderten üppiger lebten als deutsche

Souveräne. Sie hatten es nicht nötig, zu arbeiten und zu dienen, sie konnten sich jeden Luxus leisten, jeder Passion die Zügel schießen lassen, denn sie hatten Geld, zuviel Geld. Das hatte die einstige Kraft gebrochen, es gab in ihrem Leben nicht das harte Muß, das die Männer stählt. Sie ritten wohl im Kriege eine glänzende Attacke, weil das ritterliche Gefühl noch in ihnen war, aber sie nahmen dazu einen leichten Sitz an, als wollten sie sagen: ‚auch ein Sport . . .‘ Aber zu Rekrutenoffizieren waren sie ebensowenig tauglich wie zu Landwirten. Wozu die Mühe? Sie hatten es gar nicht nötig. Dabei blieb ihnen aber die gewinnende Selbstsicherheit, das elegante Auftreten, das chevalereske Benehmen; das machte ihnen höchstens der alte französische Adel nach . . . Rahnstedts Ahnen hatten zäh auf sandiger Scholle seit Hunderten von Jahren gesessen, schlicht und konservativ, wie ihre Bauern, mit denen sie gute und böse Jahre teilten, hatten strenge Urteile über Junker-, Frauen- und Offizierslehre. Treu standen sie zu ihrem König, und ihre Söhne waren das Rückgrat seiner Armee. Sie dienten nicht ums Geld, sie dienten ihrem Herrn, weil sie es nicht anders kannten; pflichttreu im Krieg wie im Frieden. Reichtum erwarb ihnen der märkische Sand nicht, mit dem sie wie Adam rangen: im Schweiß ihres Angesichts. Aber sie ließen ihre Söhne nie eine einkömmlichere Laufbahn einschlagen, das gab es nicht. Der Besitz — dem Ältesten, die andern — Offiziere. Sie saßen auch auf zur Attacke, aber die schwere, märkische Faust lag

am Sattelknopf, mit zusammengebissenen Zähnen und klaren Augen ging es in den Feind: ‚Mit Gott für König und Vaterland . . .‘ Die, die da sagten, daß der Adel heutigentags eine überlebte Sache sei, die vergaßen der großen Kriege unsrer Zeit. Und wenn er zwanzig Jahre alt war, der Junker da vorn, auf seinem kleinen, krummen Vollblutschinder, er ging seinem Zuge mit gutem Beispiel voran, er setzte sein Leibes ein für seines Königs Ehre . . . Und wenn sie auch gerade keine Gelehrten waren, so besaßen sie doch rechtliches Denken und Mut, weil es die Begriffe waren, die von Jugend an eingeimpft wurden, die sich vererbten vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel. Es war kein großer Unterschied zwischen den jungen Leuten, aber die Masse tat es. Gleiches Denken auf jeder Scholle.

Marie empfand es, als sie sich des Unterschiedes der Schwäger klar wurde, und darum liebte sie den neuen wie ihren Bruder. Nein, den würde sie auch nicht fragen, ob er die Jahre treu geblieben. Sie verstand Cessy vertrauende Liebe. Ja, es erwartete die Schwester ein ruhiges Glück. Sie hatte sich darüber gewundert, daß es Cessy so gar nicht schwer fiel, aus all der Grandeur Weldts in eine kleine Leutnantzwohnung zu ziehen; nun begriff sie. Cessy hatte einen tiefen Einblick getan in den finanziellen Zusammenbruch des Vaters, in die Unordnung der Bücher. Ihr war das bescheidene, sichere Los lieber, als das glänzende Theater in Weldt, wo die Kulissen morsch geworden.

Das Schloß tauchte auf. Es war ein altes Kastell, das ein breiter Wallgraben umgab, mit vielen verschiedenen Dächern, Giebeln, Fronten. Verwittert, bewachsen. Stolz und schroff lag es auf einem Plateau, hoch über dem Dorf, nur die Kirche stand noch höher. Auf der andern Seite war der Park mit seinen breiten Wegen und großen Wiesenflächen. Nichts war kleinlich in Beltdt.

Die Zugbrücke donnerte.

„Wir sind nun zu Hause,“ sagte Marie.

Das tat ihm unbewußt wohl, denn sie sagte es, als wäre es von jetzt ab auch seine Heimat. Er dachte der andern Freier: zwei Grafen, ein Prinz, ein Fürst hatten um die Töchter des Hauses geworben, und nun kam er: der bescheidene, arme Leutnant. Sein Stolz bäumte sich dagegen auf, daß man ihn über die Schulter ansehen würde, er hatte sich vor dem heutigen Tage gefürchtet, denn selbst Cessys Liebe konnte ihm nicht über den Beltdtschen Hochmut hinweghelfen. Als er hörte, daß heute kein Schwager käme, atmete er auf; der Fürst, der Prinz, der Gesandte, der Gardedukorps hatten wie ein Alp auf ihm gelastet. Nur die Schwestern kamen, der Gedanke an die schöne Fürstin war ihm schon peinlich genug. Aber die Kleine hatte gesagt ‚zu Hause‘. Da wurde ihm leicht.

Cessy erwartete den Wagen im alten steinernen Portal zwischen den zwei Löwen. Ein freudiges Rot flog über ihre Wangen, schlank und zierlich mit dem feinen Blondhaar stand sie im weißen Mullkleid mit Rosen am Gürtel.

Mit einem Satz war er herunter, und ungeachtet der Dienerschaft und der Fürstin riß er sie in seine Arme. Marie wurde blaß, sie sah Ria an. Die war fahl. Der Schwestern Blicke kreuzten sich, und sie lächelten wehmütig über soviel Liebe. Ria schritt auf den Bräutigam zu. „Willkommen im alten Welda!“, sagte sie herzlich, „ich empfangen dich an Pappas Stelle. Er ist leidend und darf sein Zimmer nicht verlassen. Bist du das erste Mal in Welda?“

Seine Antwort war ein wenig verwirrt. „Dies also war die berühmte, hochmütige Fürstin, diese bleiche Frau mit den sanften, verschleierte Augen?“

Marie warf die Zügel dem Diener hin. „Komm, Ria, ich bitte dich.“ Und als sie mit ihr allein war: „Sage mir, sage mir, warum hattest du Angst? Ich sah es in deinem Blick . . . und habe eine Stunde sinnloser Furcht durchgemacht. Ria . . . sag mir, wovor fürchtest du dich?“

Es war, als würde Ria zu Stein. Sie hielt die Hand flach auf das Gesicht; ihre Brust hob und senkte sich.

„Ria, tut er dir etwas?“ stammelte Marie.

Da wandte Ria den Kopf voll unsäglichem Stolz zu ihr. „Er mir? Du glaubst, ich hätte Angst vor ihm?“

„Vor wem denn sonst?“

Die Zähne gruben sich so tief in ihre Unterlippe, daß sie weiß wurde. „Nein, ich fürcht' mich nur vor einem Menschen, und der heißt: Ria Welda — vor Ria Weldts Schwäche.“

„Du, Ria, schwach? Ich kenne niemand, der sich so beherrschen kann, wie du dich . . . Ria, du bist für mich der Inbegriff von stark . . .“

„Und bin doch jammervoll schwach.“ Die Arme fielen herunter, als wäre ihre Last zu schwer. „Glend schwach. Siehst du, ich bin vor ihm hierher geflohen, um die Scheidung zu erkämpfen, um ihn nicht zu sehen, weil ich wußte . . . weil ich wußte . . .“ Sie schien nicht weiter sprechen zu können.

Marie saß zusammengekauert da mit verzerrtem Gesicht . . . „Was denn, was?“ drängte sie.

„Ich wußte, daß ich schwach werden muß, wenn er bitten würde, so, wie er bitten kann, daß er den alten Zauber wieder auf mich ausüben würde, daß er die trügerische Hoffnung neu entfachen würde, daß alles noch in Ordnung kommen könne. Ich mußte schwach werden, wie immer wieder. Und so kam es auch. Ich hab' ihm gesagt, daß ich bei ihm bliebe, der Kinder wegen, des Skandals und Vaters wegen, und nun muß ich die Fessel weiter schleppen. Die unwürdige Kette . . . und weiß, daß er es nicht wert ist, daß ich daran zugrunde gehe, daß es mein langsamer seelischer Tod ist . . . Und meine Buben? Werde ich die halten können? Ist das Blut des Vaters nicht stärker, der furchtbare, der gewissenlose Leichtsinn? Sie haben alle drei seinen Charme . . . muß ich alt werden, um an meinen Kindern zu erleben, daß sie werden wie ihr Vater? . . . Ohne Stolz, ohne Selbstachtung . . . Geh, Kind, geh!“

Da ließ Marie die Schwester allein, sie war schuld-  
bewußt. Hatte sie ein Recht gehabt, in Rias Schicksal  
einzugreifen?

⊕

⊕

⊕

Der Gong ertönte, sie mußte zum Essen hinunter.  
Als sie in den großen Salon trat, stand Ria schon dort,  
in königlicher Haltung, sprechend, lächelnd, als habe  
nie ein trauriger Gedanke hinter dieser schönen, klaren  
Stirn gestanden. Wie sie der Mutter mehr und mehr  
glich . . .

Diese Bemerkung machte Marie nach dem Essen  
zu dem Brautpaar, als Ria zum Vater gegangen war,  
um Rainer anzumelden.

„Ria ist ein vollkommener Mensch, sie ist schön, ohne  
Fehler, klug und gut von Charakter, sie ist wie Mama.“

„Nein,“ widersprach Cessy, „es ist ein Unterschied.  
Ria hat über alles ein Urteil, aber auch über das, wofür  
Mama nur ein vergebendes Lächeln hatte. Sie fühlt  
sich von ihrer untadeligen Höhe herab so sicher, daß  
sie auch über alles urteilen kann.“

„Sprich nur, sprich,“ dachte Marie, „du hast die Angst  
in ihren Augen nicht gesehen . . .“

⊕

⊕

⊕

Der alte Graf lag auf einem Sofa, als er Rainer  
empfing. Er war weich, viel weicher als früher. „Mein  
Lieber, du holst mir das beste Pferd aus dem Stall,  
sei gut zu meiner braven, kleinen Cessy. Es ist ein  
alter und kranker Mann, der dich darum bittet . . .“  
Das also war der hochmütige Graf, der Mann, dessen

herablassendes Lächeln ihn bei seinen Standesgenossen verhaßt gemacht hatte, weil sie seine Überlegenheit empfanden, der Grandseigneur, der über seine Verhältnisse gelebt hatte, der galante Kavaliere, dessen Stückchen als Korpsstudent noch heute in Bonn erzählt wurden?

„So urteilt die Welt,“ dachte der blonde, einfache Junker, der mit seinem Maß Menschen und Dinge beurteilte, und dem Komödie so wenig wie Diplomatie einleuchteten, der nur mit klaren, geraden Augen sah. Dann würde er auch noch den Schwägern und Schwestern standhalten — wenn an allen weiter nichts wäre! . . .

### Drittes Kapitel

Marie kam nicht dazu, den eigenen schweren Gedanken nachzuhängen. Das Familienleben riß sie mit fort, der leichte Gedankenaustausch, das natürliche Sichverstehen. —

Ja, mit ehrlich jubelndem Hurra empfingen die Schwestern, auf den beiden steinernen Löwen stehend, den Wagen, der Maggie und Abba brachte. Endlich waren sie einmal wieder im alten, lieben Welt verammelt, alle sechs!

Die beiden stiegen aus, beide groß und hellbraun, und doch so verschieden. Abba glich Marie am meisten, Maggie hatte ihr eigenes Gesicht.

„Abba, du bist dich geworden,“ war der fröhliche Empfang.

„Ach, Kinder, laßt mich,“ sagte diese gemüthlich. „Ich bin nun dreißig und habe drei Söhne. Karl legt auch aus, da werde ich es mir doch auch erlauben können. Außerdem ist es ja nicht so arg.“

Nein, das war es auch nicht, jedenfalls sah sie blühend aus, das Gesicht blutjung und frisch, und die Gestalt, trotz einiger Fülle, in gesundem Ebenmaß. Die berühmte Beldtsche Figur blieb. Nur neben Maggie fiel es auf, denn die war mager, blaß und passée, trotzdem sie nur ein Jahr älter war. ‚Die Schwester mit den fünf Buben,‘ wurde sie dem verwirrten Bräutigam vorgestellt, dem die Lebhaftigkeit, die nun zum Durchbruch kam, die Sinne benahm. Das war ein Necken, ein Spaßen, ein Stimmengewirt und ein Durcheinander.

In Nias Augen war ein warmer Glanz. Nun waren sie alle wieder in Beldt vereint, und wenn es auch nur eine Gnadenfrist war, sie wollten es noch genießen.

Sie saßen um den Teetisch und plauderten. Am Abend kamen die Nachbarn, dann war es nicht mehr gemüthlich.

Ein wenig bedrückt saß der Bräutigam zwischen ihnen. Er war gar nicht Hauptperson, sondern ganz Nebensache. Die Schwestern sprachen von den eigenen Interessen; sie fragten nach Gatten und Kindern, gratulierten Mia zum Derby Sieger, erkundigten sich bei Abba nach den neuen Zuchtversuchen Bärensteins; es

schwirrten Rainer die Namen des hohen Adels um die Ohren, und Cessy war ganz anders wie gewöhnlich. Er kam sich recht überflüssig vor. —

⊕

⊕

⊕

Der Graf erwartete mit seinen Töchtern die Gäste. Jetzt wechselten die Rollen. Das Brautpaar wurde vorgeschoben.

„Kinder, ihr seid jetzt die Hauptpersonen, wir wissen es noch genau wie es war, als die Gegend kam, unsern Bräutigam zu mustern.“

„Und,“ warf Abda lachend dazwischen, „wie Karl Anton unbeschreiblich frech war.“

Nias Antlitz zuckte nicht, sie lachte sogar bei der Bemerkung der Schwester, nur Marie sah, daß es gelerntes Lachen war.

Die Wagen rollten. Es war ein hübsches Bild, der alte Graf, der sich steif aufrichtete, um den Gästen nicht die Genugtuung zu geben, ihn zu bemitleiden; um ihn herum die großen, schönen Töchter, und vorn die blonde, zierliche Braut und der schmucke Ulanenoffizier. Die Dienerschaft in Eskarpins und Treffen riß die Türen auf.

Seit dem Begräbnis der Gräfin war die Nachbarschaft nicht mehr in Veldt gewesen, aber der Klatsch war eifrig gewandert, man sprach von Brotsuppe und einem Diener. Und nun standen hier fünf galonierte Lakaien: es war ihnen ja nicht aufs Gesicht geschrieben, daß sie für gewöhnlich nur Gärtner und Kutscher waren. Und Veldt wirkte wieder einschüchternd. Nias Schmuß

blendete, und ebenso Abbas Toilette, und Marie, die das bewußte Ballkleid von Worth trug. Sie sahen den Neid und die Neugierde auf den Gesichtern, die Enttäuschung, daß alles so geblieben war wie früher.

Der Graf nahm alle Kraft zusammen, um der glänzende, liebenswürdige Wirt zu sein. Er hieß in einer Rede auf den Bräutigam Rainer diesen so herzlich in der Familie willkommen, daß dieser gerührt war. Er hatte die früheren Reden nicht gehört, in denen der Graf durchblicken ließ, daß seine Töchter fast zu gut gewesen für die Freier, die es sich zur Ehre anrechnen konnten, sie zu erhalten. Heute aber wollte er nicht hochmütig erscheinen, sondern versöhnen.

Seine Absicht gelang nicht vollkommen. Die Nachbarschaft sagte beim Heimfahren: „Er spielt jetzt billig, habt ihr gehört, wie er dem Leutnant schön tat, glücklich noch einen gefangen zu haben nach dem Bankrott, und saht ihr die Jüngste? Die glaubte in Berlin noch, es nicht unter einem Prinzen zu tun, dann wäre ein Graf schon recht gewesen, und schließlich ist's gar keiner. Selbst als Hofdame hat sie keinen Adjutanten gekriegt. Große Rosinen und keinen gebogenen Heller! Blaf war sie auch, und ein Kleid — na — der Erbe kann sich auf die Schulden freuen!“ —

Es war eine allgemeine müde Ernüchterung eingetreten, nachdem die Gäste fort waren. Der Graf sank in sich zusammen, Mia sah abgespannt aus, Marie heuchelte Kopfschmerz, um sich nicht mehr an der Unter-

haltung beteiligen zu brauchen. Nur das Brautpaar war frisch. Abda gähnte schon die ganze Zeit.

„Kinder, noch eine Zigarette, ich fall' sonst tot um.“

„Du hast den ganzen Abend wie ein Schornstein geraucht,“ sagte Maggie.

„Ach, laß mich doch, es tut ja nichts.“

„Emil sagt, man ruiniert sich damit total die Nerven und den Magen . . .“

„Gehen wir schlafen,“ sagte Marie schnell. Sie wußte, daß nun endlose Tiraden über Emil kommen würden, diesen semmelblonden, namenlos langweiligen Schwager, der immer nur allbekannte Sachen sagte. Ihr Blick traf Rias Augen: ‚Welch gräßlicher Abend — wir waren ihnen allen nur Theater, ich habe kein warmes Mitempfinden an Cessys Glück gesehen . . .‘

Nun kamen wundervolle Tage. Der Spätsommer war unbeschreiblich schön, und die Schwestern genossen die Herrlichkeit und den Frieden in Veldt. Es war, als wären sie alle wieder junge Mädchen, wie vor vielen Jahren, sorglos und heiter in der schönen Heimat. Die eigenartige Luft, welche in Veldt wehte, umgab sie wieder. Da gab es keinen Klatsch, keine kleinlichen Gespräche, Geld und materielle Sachen wurden nicht erwähnt. Leben und leben lassen war des Hauses Devise.

Abends saßen sie alle handarbeitend in des Grafen Wohnzimmer um den runden Tisch mit der großen Lampe. Abda allein saß untätig im bequemsten Stuhl und rauchte.

„Soll ich dir eine Stiderei bringen?“ fragte Cessy.

„Ach, laß mich doch, ich bin ganz glücklich so.“

Maggie ereiferte sich: „Natürlich, davon wirst du dich, du tußt ja den ganzen Tag nichts. Emil meint . . .“

Cessy sah auf. „Weißt du, Maggie, es ist uns schließlich egal, was Emil meint. Es ist ja ganz schön, daß du so viel davon hältst, aber wir brauchen nicht nach Emils Ansichten zu leben.“

Maggie wollte sich rechtfertigen.

„Ihr habt eben alle komische Ansichten. Ich sehe in Potsdam recht, wie falsch die sind. Emil meint, ihr wäret alle so erzogen, als gäbe es nur euch auf der Welt . . .“

„Danke,“ rief der ganze Chor lachend.

„Aber wie ist man denn in Potsdam erzogen?“

Marie sprang auf. „Das will ich euch schildern, denn Maggie sagt doch nur, was Emil meint. — Da ist einer wie der andre. Will mal einer ein andres Gesicht haben, gleich heißt es: ‚Halt, das schickt sich nicht!‘ Alles ist gleichmäßig. Alle Kleider der Damen sind vom selben Typ.“

„Halt,“ rief Adda lachend, „alle so wie Maggies Kleid momentan?“

„Ja,“ rief Marie, Maggie die Hand vor den Mund haltend.

„Hast du noch viele solche, von der Jungfer gemacht?“

Maggie fuhr auf: „Woher willst du denn wissen, daß sie von der Jungfer gemacht sind?“

„Sieht man, sieht man,“ rief es im Kreise ... Marie kam wieder zu Wort: „Also, alle Kleider sind egal, alle Wagen, ja selbst alle Kindertwagen. Das Regiment vermehrt sich jährlich um zwei bis siebzehn Kinder. Der Doktor ist für alle derselbe, der Schlächter ist derselbe, der Bäcker ist derselbe. Wagt eine Dame zu sagen: der Fleischer ist schlecht, heißt es: ‚Man nimmt von ihm,‘ — dann gibt es keinen Ausweg. Alles ist gleichmäßig, selbst die Diners. Niemand sagt etwas Falsches, etwas Unkorrektes, etwas Neues. Hoch lebe die Insel der Korrekten!“

Maggie war wütend. „Das ist eine tolle Übertreibung, wir sind eben keine Parvenus!“

Ria wollte besänftigen: „Maggie, ärgere dich nicht, du siehst doch, daß Marie absichtlich übertreibt, wir wissen doch alle, daß es nicht wahr ist ...“

Aber Maggie war nun einmal aufgebracht und verteidigte ihr Regiment wie eine Löwin ihr Junges. „Es ist ein strenger Korpsgeist, und der bewirkt, sagt Emil —“

Da wurde sie übertönt: „Und was sagst du, Maggie, sprich doch mal aus, was du denkst ...“

„Ich denke nur, sagt Emil ...“

Da war ein schallendes Gelächter am Tisch: „Du denkst nur noch — Emil, wir wissen es ja schon!“

Beleidigt schwieg Maggie. Wieder war Ria die Einlenkende. Sie fragte Maggie nach ihrem kleinsten Sohn, und Maggies Gesicht strahlte, als sie zu berichten begann: „Als Diether-Denies seine ersten Zähne bekam, war er auch elend, bei Johann-Albrecht traten gleich-

zeitig rote Flecken auf, bei Franz-Eberhard merkte ich es gar nicht."

"Und bei Hug-Dietrich?" fragte Marie, und der Schalk lachte ihr aus den Augen.

"Meinst du Wolf-Dietrich?"

"Na weißt du, wie deine Jungens heißen, kann sich kein Mensch merken. Es ist ein Segen, daß nicht noch Nummer sechs und sieben erschienen sind, dann hätten ihr sie Wulfibald und Adelpes getauft. Warum kürzt ihr die Kindernamen nicht einfach ab, zum Beispiel: D. D., F. E., J. A., W. D. und so weiter! Bei uns aber sage bloß Nummer eins, Nummer zwei und so fort. Wie seid ihr nur auf die verteuflten Namen verfallen?"

Maggie weinte fast. "Emil sagte mir, er hätte unter seinem häßlichen Vornamen gelitten und sich geschworen, wenn er Kinder hätte, denen nicht das gleiche anzutun."

"Na, den Schwur hat er gehalten!" rief Abba, "und du hast ihm ja auch alle Gelegenheit dazu gegeben."

Arme Maggie! Emils Ansichten, mit denen sie gemeint, jeden Feind aus dem Feld zu schlagen, wirkten nicht in Belbt. Sie erhob sich entrüstet.

"Ihr seid albern!"

"Meint Emil!" riefen ihr die andern lachend nach.

Die Schwestern blickten sich ein wenig schuld-  
betwußt an.

"Ihr hättet sie nicht so sehr reizen sollen," sagte Ria.

"Doch, es ist ganz gut. Seit Tagen ödet sie uns mit diesem Emil und mit Hug-Dieter-Geschichten an.

Sie muß endlich einmal sehen, daß sie jämmerlich einseitig geworden ist."

"Laßt sie. Sie ist glücklich. Emil ist ihr A und O, und ihre Jungen gehen ihr über alles. Ihr Leben ist vollkommen ausgefüllt, sie ist ganz zufrieden, einige kleine Sorgen, wie Kinderkrankheiten, ausgenommen. Bringt sie nicht auf den Gedanken, daß es etwas andres auf der Welt geben kann. Laßt sie in ihrem Kreis, der sie beglückt. Glaubt mir: Maggie ist die Glücklichste."

"Aber das wäre furchtbar!" warf Cessy ein. "Können nur unbedeutende Frauen glücklich sein, die ein fehlerloses Ideal in ihrem Manne sehen? Nein, ich bin überzeugt, mit Rainer glücklich zu werden, ohne so furchtbar zu versimpeln."

"Na, na, Cessy, wenn sich dein Leben immer zwischen Demmin, Brandenburg, Pasewalk, Militzsch und Büllichau abspielt — ob du dann am Ende nicht auch nur noch von Erdbeereneintochen und Strümpfe-anstrichen sprichst?"

Cessy fühlte sich ein wenig getroffen. "Nein, schon um Rainers willen nicht."

Abda lachte. "Na, siehst du: Rainer sagt, Rainer wünscht, à la Emil."

Nun wurde Cessy böse. "Ich bin durchaus nicht so wie Maggie, ich sagte bloß . . ."

Da jubelten alle: "Seht, die Kleine wird böse! Nun geh und hole Maggie, sie soll uns verzeihen, jetzt käme Abda aufs Mokierstühlchen . . ."

„Ach laßt mich,“ sagte Abba, „ich bin kein Objekt dafür.“

„Was, du kein Objekt? Es gibt keinen Menschen, der sich so zur Mohammedanerin eignete wie du!“ rief Maggie, die wieder eingetreten war.

„Besonders seit du dick wirst,“ warf Cessy ein. Und Maggie, die empfand, daß Rache süß sei, sagte: „Na und dann! Rauchen und faul sein, und alles dem Schicksal überlassen! Ihr hättet sie nur mal im Coupé sehen sollen: nichts hatte sie; weder Gepäckschein, noch Billett, noch ihr Handgepäck, und wenn ich sie danach fragte, sagte sie nur: ‚Ach, laß mich doch.‘“

Abba blieb seelenruhig; ihr war es nicht gegeben, sich zu erhizen: „Na, war nicht schließlich alles da? Schein, Billett und Gepäck. Mein Wahlspruch ist: ‚Immer mit die Ruhe.‘ Damit erreicht man alles. Karls schlechte Laune ist an meiner Ruhe gescheitert, jetzt hat er es aufgegeben und wird auch gemütlich und dick. Bei uns regt sich niemand auf, und alles geht herrlich . . . Immer mit die Ruhe.“

Ihre Gemütlichkeit hatte etwas Überzeugendes. „Gebt mir noch eine Zigarette,“ bat sie.

„Nein, Haremsdame, du kriegst keine mehr,“ rief Cessy lachend; „bedenke: gleich sagt Emil dazu etwas.“

Es war ein versöhnendes Lachen, das ihre Worte begleitete. Die alte Heimat wirkte, es war ganz wie früher. Die Diele knarrte, die Köpfe drehten sich herum, einen Augenblick war tiefe Stille, dann flüsterte Marie: „Ich dachte, Mama käme.“

Die Schwestern nickten leise, und Ria sagte: „Sie ist auch mitten unter uns.“

Sie stand auf und öffnete den Flügel. „Kommt, wir wollen singen.“ Die Schwestern folgten. Es waren alte Chorgesänge, meist Lieder des Vaters. Ria und Abda hatten prachtvolle Stimmen, die andern nur reine, frische, ungeschulte. Ria machte eine Pause. „Wir wollen Papa zur Überraschung zu seinem Geburtstag seine alte Fuge singen, die er in seiner Jugend komponierte . . .“ Man suchte nach dem Text und fand ihn auf altem vergilbten Papier: er hatte lateinische Worte und war eine Hymne auf die Erhabenheit. —

#### Viertes Kapitel

Einige Tage später kam Dete mit ihrem Mann. Die fünf Schwestern standen auf der Rampe, ein donnerndes Hoch scholl ihr entgegen. Aber Dete erhob sich langsam, gemessen aus dem Wagen und schritt ruhig die Stufen herauf. Abda flog ihr mit einem Jauchzer entgegen. Sie waren früher die Inseparables genannt worden und standen sich am nächsten. Aber Dete blieb förmlich und steif. Es war, als hielte der Blick ihres Mannes sie in Schranken. Wie ein kühler Hauch flog es über die Schwestern.

„Schnell, Dete, du mußt unser Lied mit lernen, das wir morgen Papa singen.“ Man zog sie zum Klavier. Graf Kaiserling ging sich umziehen,

Da stand Dete nun im großen Salon und sah sich um. Es war alles wie immer, nur die Mutter fehlte. Sie hatte von Tokio aus nicht zur Beerdigung der Gräfin kommen können und sah heute nach Jahren das Elternhaus zum erstenmal wieder. Langsam kroch eine ungewollte Weichheit in ihr Herz. Sie kämpfte mit aller Macht dagegen an, es half nichts. Blut von ihrem Blut: das war stärker als der ganze äußerliche Schein, den sie angenommen. Die Gesandtschaft versank, all der Pomp des Daseins, alle äußerlichen Ehren, sie war wieder die vierte Tochter aus Belbt, nichts mehr, nichts weniger. Sie kannte sich nicht wieder; langsam wurde die Kehle eng, die Tränen quollen herauf. Sie kämpfte einen harten Kampf.

Da begann Ria die Fuge des Vaters mit derselben metallischen Altstimme, mit der sie einst die Mutter gesungen hatte. Wie ein Stöhnen quoll es Dete aus der Brust, und die Tränen schossen hervor. Abba bemerkte es und stellte sich vor sie, damit die andern es nicht sehen sollten, aber plötzlich brach Ria ab: „Dete, ich höre dich nicht.“ — Da sahen sie ihr ins Gesicht, das von Empfindungen zermüht war. All die Kälte, die sich nach dem Empfang in ihnen gegen Dete gesammelt hatte, war mit einem Schlage verfliegen, sie fühlten, Dete war wieder die Ihre. Jede empfand mit ihr, was sie in diesem Raume, an diesem Klavier denken mußte, aber die Schwestern berührten mit keinem Wort die wunde Stelle.

Kaiserling störte. Es war, als wäge Dete jedes

Wort in seiner Gegenwart ab, als warte sie auf seine Zustimmung bei allem, was sie tat.

Marie äußerte sich Ria gegenüber erstaunt. Diese lächelte fein: „Schau nur genau auf ihn. Hinter den feinen Diplomatenmanieren sitzt die russische Krute — la bête humaine. Allen Menschen gegenüber mag sich ein Mann zusammennehmen und verstellen, nur vor seiner Frau nicht. Nicht lange währt es, bis diese weiß, was sie geheiratet hat.“

Marie wurde rot. „Glaubst du, daß ich . . .“ Sie wandte den Kopf fort.

Ria erriet den Gedanken. „Ja, Kind, ich weiß: Ein Jahr Seligkeit, und dann beginnt die Misere des Lebens — das Elend des Sterbens der Liebe.“

In Marie brach die große Leidenschaft durch. „Für ein Jahr Seligkeit lohnt es sich aber gelebt zu haben. Und wenn dann alles tot und grau wäre, so hätte man doch einmal genossen, doch einmal gelebt. Mir wär' es egal —!“

Ria seufzte. „Denk an Tante Berta. Da war dann alles tot und grau. Ich gebe dir in einigem recht. Ich würde mir auch noch einmal ein Jahr Seligkeit wünschen, aber dann den Tod. Auf der Höhe sterben, nicht nachdem alle Illusion, alle Herrlichkeit in Scherben vor mir läge, nicht langsam vertropfen sehen, was als schäumender Becher des Glückes vor mir gestanden.“

Sie verstanden einander. Die Älteste und die Jüngste: die reife Schönheit und die liebliche Knospe, Duft und Jugend und vollerblühte Blume. —

Müde und schwach saß der alte Graf an seinem Geburtstag im Salon und betrachtete sinnend das große Porträt seiner Gattin mit den sechs Töchtern. Da kamen sie herein, dem Alter nach, in weißen Kleidern, schlank und schön. Ria setzte sich an den Flügel, die andern standen um sie herum. Rahmstedt und Kaiserling lehnten in einer Ecke.

Groß und schwer fielen die ersten Akkorde. Leise erklangen dreistimmig die Stimmen und schwellen langsam zu mächtiger Stärke; von den Wänden hallte der Ton zurück, jauchzend: die Hymne an die Erhabenheit. Langsam klang sie in Moll über. Ernst, erschütternd war das Ende. Es war, als empfände der Komponist, daß alles Irdische unzulänglich, daß die Erhabenheit auf der Erde in jedes Menschen Leben nur einen winzigen Bruchteil ausmache, als käme sie nur einmal flüchtig, um dann auf immer zu verschwinden. Hingerissen erhob sich der Greis, seine Hände zitterten. In seiner Jugendkraft hatte er dies empfunden, reich, in hoher Stellung, als er die Frau gewonnen, die er geliebt. Der Anfang war sein Jugendwerk, mächtige Akkorde, himmelhoch jauchzend. Den Schluß hatte er später geschrieben. Der war ein Meisterwerk von Harmonieen, und doch entbehrte er der Kraft des Anfangs. Er fühlte es: was seine Begeisterung geschaffen, konnte keine Kunst überbieten. Das eine war die Überzeugung der Jugend, des Glückes, das andre das reife Erkennen des Mannes, dem die Nichtigkeit aller Dinge schon vorgeschwebt hatte.

Die Tränen rollten über die hageren Wangen.

Rahnstedt stand wie eine Bildsäule. Hier ging etwas vor, was er nicht begriff. In des einfachen Landjunkers Leben hatte niemals das Genie eingegriffen, waren nie die Wellen hohen Geistes und gottbegnadeten Talents geschlagen, sie kamen von einem Ufer, das er nicht kannte. Er fühlte sich klein, winzig, verschwindend. Er, der von seiner Tüchtigkeit sehr überzeugt war, empfand unwillig etwas Großes, das ihn überragte, übermannte. Er fühlte wohl: dies war schön — aber seine Gessy war ihm fremd, dort zwischen den andern. Das war nicht seine klare, praktische Gessy, die für alle Dinge das rechte Wort fand; — die Gessy, die dort am Flügel lehnte, deren Blick weit über ihn hinwegging, in deren Augen eine Innigkeit lag, die nicht für einen Menschen leuchtete, sondern für ein Etwas, das er nicht begriff, war eine andre, nicht seine Braut, sondern die Tochter aus Welsdt, eine der sechs Schwestern. Alle schienen desselben Geistes zu sein, wie eine Mauer wirkten sie. Es umgab sie ein Etwas, das kein Fremder durchbringen konnte, an dem kein anderer Anteil haben durfte. Nur Welsdtsches Blut und Welsdtsches Genie.

Der Vater verstand sie, sie und den Gesang, und eine große Rührung ergriff ihn.

Auch Kaiserling starrte. Er, der musikalisch Gebildete, sagte sich: „Das ist ein Meisterwerk, und meisterhaft vorgetragen, denn es ist die Seele, die mitsingt, und nicht nur die Seele. Der ganze Organismus empfindet die Töne, die der Vater einst geschrieben,

fühlt in ihnen, was auch er einst gefühlt, was er hatte ausdrücken wollen.' Die ganze Liebe zum Vater lag in den Tönen. Kaiserling sah seine Frau an und ward sich klar: ‚Die eiserne Hand, die ich auf sie halte, um den Beldtschen Willen zu unterdrücken, ist nicht stark genug. Das Blut wird sich immer wieder durchdrängen, wird nie ins Joch gehen.‘ Ja er sah: Dete war am stärksten in ihrem Willen. Er hatte geglaubt, sie zu meistern. Aber wie sie mit blitzenden Augen so jubelnd die Töne des Kampfes und Sieges sang, da wußte er, daß die sich die Freiheit sang, und daß sie die Stärkere war. Sie beugte sich nur aus Berechnung, in dem Augenblick aber, wo er zum Kampf übergehen würde, würde ihm all seine Brutalität nichts helfen . . . Krieg bis aufs Messer . . . Da machte Kaiserling ein stilles Gelübde. ‚Dazu soll es nie kommen . . .‘



Nun war es wieder still in Beldt. Nur Ria, Cessy und Marie waren zurückgeblieben, alle eifrig mit Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt, die im engsten Familienkreise gefeiert werden sollte. Marie mußte noch einmal zum herzoglichen Hof, um ihre Sachen aus der Residenz abzuholen. Für diesen Tag hatte sich der Better Beldt-Badenhausen, der Agnat, angesetzt, um Majoratsangelegenheiten zu besprechen. Es war der Schritt zur allgemeinen Versöhnung. So würde Marie ihn nicht sehen. Er war ihr auch ganz gleichgültig.

Die Blätter fielen, sie wußte, nun war Hirschbrunst im Gebirge. Sie sah einen tiefen grünen See und eine Hütte vor sich. Von den Bergen hallte der Schrei der Hirsche in vielfachem Echo zurück. In mächtigen, erhabenen Tönen rief der König des Waldes seine Liebe ins Tal. Einmal war sie einem schreienden Hirsch ganz nahe gewesen, nur dichtes Gestrüpp hatte sie auf Schritte von ihm getrennt, und bis in die tiefste Seele war sie erstaunt vor der Gewalt dieser Töne. Nur ein Gefühl konnte das stille, scheue Tier veranlassen, aus tiefster Brust diesen sinnverwirrenden Ruf auszustoßen: Die Liebe. — Den hörte jetzt der, der aus tiefster Seele nach ihr rief . . . Ihr Körper bebte vor Qual: Einmal nur, einmal nur ihn noch sehen . . . Aber die Räder des Juges rasselten: Nie wieder, nie wieder!

An einer Station hielt ihr Zug wartend. Der entgegengesetzte Zug fuhr ein. Aus einem Fenster sah das glattrasierte Antlitz eines jungen Mannes. ‚Den kenn’ ich doch,‘ dachte sie zweifelnd. Da sah er sie auch und griff nach seinem Hut, stuzte einen Augenblick, um dann doch zu grüßen. Ganz leicht nickte Marie zurück. Ja, sie kannte ihn doch wohl, nur wußte sie nicht mehr woher.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die beiden sahen sich in die Augen. Wer war es nur? Sein Gesicht war markant, hart, aristokratisch. „C’est quelqu’un,“ sagte sie sich, aber sie grübelte doch noch eine Weile über die Erscheinung nach.

⊕

⊕

⊕

In derselben Stunde stand ein schlanker, junger Mann in lebernen Kniehosen, den Gamsbart am Hüte, in einer Hütte, die sich im See spiegelte, und suchte an der Thür. Er zog den Bleistift heraus; dicht unter das Wort Marie schrieb er Egon und zog ein feines Herz um beide Namen. Dann nahm er das Kreuzifix von der Wand. Mit rührender Inbrunst besah er den Heilandsleib, und ein trauriger Ernst legte sich auf seine Züge. Egons Freund und Gastgeber trat ein, der das eine Bein ein wenig schleifte. Blutrot wurde der Prinz.

„Liegt dir etwas an dem Kreuz, ich hätte es so gern.“

Der andre war erstaunt: „Bitte, nimm es dir, es ist durchaus kein Kunstwerk.“

Prinz Egon murmelte ein paar Worte des Dankes und verwahrte das Kreuz sorgsam wie ein Heiligtum. Über dem Junggesellenbett in der kleinen Garnison aber wurden alle Bilder herabgeholt, und einfach und einsam hing von da ab nur noch ein schlecht geschnitztes Kreuzifix. —

Es war der Tag vor Cessys Hochzeit. Die Gäste sollten eintreffen, der Graf fühlte sich angegriffen und konnte nicht aufstehen. Ria übernahm die Pflichten der Repräsentantin.

Cessy war ganz abgearbeitet. Marie nahm sie beiseite und legte sie auf die Chaiselongue in ihrem Mädchensalon. Da saßen sie nun zum letztenmal zusammen, in dem Raum, wo ihre Schreibtische standen, behangen mit Notionnerinnerungen. Beide waren wehmütig ge-

stimmt. Sinnend saß Marie neben der Braut. Morgen würde Cessy nun verheiratet sein, ihr ganzes Leben mit einem Schlage verändert werden, und die Schwester schien fröhlich, ruhig wie immer.

„Freust du dich auf morgen?“ forschte Marie.

„Aber natürlich,“ erwiderte sie ruhig. „Es ist auch alles gut eingefädelt, ich hoffe, daß es tadellos funktionieren wird, und hoffentlich redet der Pastor nicht so lange wie bei Abdas Trauung.“

„Daß meine ich nicht,“ sagte Marie verwirrt, und das Blut schoß ihr zu Kopf.

„Was denn sonst, Bébé?“

Marie wandte sich beschämt ab. „Ach, ich meine, dann später . . .“

Cessy hob die Augenbrauen: „Gott, Bébé, darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf. Freuen? Nein. Wieso kann man sich freuen auf etwas, von dem man keine Ahnung hat.“ —

Marie war still. Wie seltsam das war. Cessy würde heiraten und konnte an all die Außerlichkeiten denken, an die Sorgen um den Haushalt, an das Diner, die Wagen, die Gäste. Sie selbst schien erst in zweiter Linie zu kommen, sie selbst und Rainer. Marie dachte an ihre Liebe, vor der alles zurückgetreten war, sogar ihr Stolz, der harte, unbeugsame Stolz der Beltds.

Der Gedanke an den Prinzen ließ sie auch am nächsten Tage nicht los. In ihr Denken schlugen wie mit Hammerschlägen die Worte hinein: „Nie mehr — nie wieder!“ Sie brach fast zusammen unter der Last . . .

Sie sah die ganze Hochzeit wie im Traum. Die norddeutschen Verwandten, die Mutter im Schwarzseidenen mit einer Straußenfeder im gescheitelten Haar, die eckigen kleinen Schwestern in blauseidenen Kleidern, die Brüder, die genau wie der Bräutigam ausfahen, der dicke Vater, der dicke Onkel und die magere Tante, die waren alle sehr nett, aber so unendlich anders als die Jhren. Sie sah die elegante, schlanke Cessy an und dachte: ‚Ob sie werden wird wie sie alle?‘

Sie sah ihren Schwager, den sie liebhatte wie einen Bruder, aber der Gedanke, daß er sie küssen könnte, daß überhaupt ein Mann sie wieder küssen könnte, war ihr unerträglich. Nein. In ihr war eine Saite, die einmal geklungen hatte und die dann zersprungen war. Nie wieder würde sie klingen — nie wieder. Cessy heiratete nun, und doch — sie tat Marie fast leid. Es fehlte ihr etwas: die große Leidenschaft.

Ria fuhr drei Tage nach der Hochzeit nach Wien zurück, versprach aber, nach einigen Tagen wieder zu kommen. Sie sah den schnellen Verfall des Vaters deutlicher als die Schwestern.

⊕

⊕

⊕

Nun war Marie allein mit ihm. Die Post brachte ihr ein Wertpaket aus Wien. Sollte Ria ihr etwas schicken? Als die letzte Hülle von dem rätselhaften Gegenstande fiel, wich alles Blut aus ihrem Herzen . . . sie hielt eine Art Aschenbecher aus Kristall in Händen, innen lag eine wundervoll geschnitzte Nixe aus Elfenbein mit Smaragdaugen, der Schuppenschwanz aus

Emaillie gearbeitet: ein Kunstwerk. Die Hand war wie vom Wasser nach oben getrieben und stieß an den Kristalldeckel an, der in Wellenlinien geschliffen war. Innen lag ein Zettel: „Ich habe die Nixe im Elfensee gesehen, zum Andenken habe ich mir ein Kreuzifix behalten. Egon.“

Sie verzehrte das alles mit Blicden. Aber so schön das Geschenk war, die wenigen Worte waren ihr lieber. Sie fühlte die Gewalt, die er sich angetan hatte, nicht mehr zu sagen.

Das Persönliche der Schrift zauberte ihn ihr vor. Sie sah, wie seine Hand über das Papier glitt, zitternd in dem Gedanken an die letzten Zeilen, die er ihr damals in der Favorite geschrieben hatte.

Wie ein Heiligtum verwahrte sie den Aschenbecher in ihrem Schreibtisch.

Es litt sie nicht länger im Zimmer. Sie schritt in den Park. Die goldigen Blätter fielen rastlos. In den Glanz der sinkenden Sonne wanderte sie hinein, dem Lichte entgegen, aber der Schein machte sie frösteln. Im blauen Dunst stand der Obenwald. Unfern hörte man Dreschflegel. Ihr Rhythmus brachte Marie eine Melodie ins Ohr, deren Worte ihr Herz formte: „Ich sah im Elfensee den Nix . . .“

Es war, als hätten die Buchstaben eine lichterlohe Flamme entzündet. Das Wort ‚Egon‘ war wie ein Feuer in ihr Herz gefahren, es tat so wundervoll wohl zu wissen: auf der Welt ist ein Herz, das unentwegt deiner denkt, immerfort, immerfort . . .

Die Turmuhr schlug sechs langsame Schläge. Sonst tiefer Friede um sie herum. Die Welt versank. Sie empfand nur ein Wort: ‚Egon‘.

Vom Schloß her kamen hastige, rennende Schritte.

„Baroness, Baroness.“

Sie fuhr auf. „Ja, hier bin ich.“

„Der Herr Graf, sein ganzes Gesicht war verzerrt.“

Marie fragte nicht. Wie gehezt flog sie die Treppe hinauf in des Vaters Schlafzimmer. Dort standen einige Bedienstete, mit Eisbeuteln, heißem Wasser, Essig, Kaffee. Sie sprachen alle durcheinander, verstummten aber erschreckt, als Marie eintrat. Mit fliegendem Atem stand sie am Bett. Der Kopf des Vaters lag hintenüber. Die Augen waren geschlossen.

„Was ist geschehen?“

„Als ich dem Herrn Grafen die Abendpost bringen wollte, fand ich ihn so.“

„Telephonieren Sie dem Arzt und dann . . .“ Sie machte nur eine Handbewegung.

Die Diener gingen.

Sie stand allein vor dem Vater. Sie hob die Hand, schlaff fiel sie zurück. Vom Toilettentisch holte sie einen Spiegel, den sie ihm dicht vor den Mund hielt. Würde sich ein Hauch zeigen? Wie ein Gebet kam es aus ihrer Seele: ‚Atme, atme, um Gottes willen atme, nur jetzt nicht scheiden für immer, nur jetzt nicht der furchtbare Tod.‘

Ein schweres Schuldbewußtsein packte ihr Gewissen. Den kranken Vater hatte sie allein gelassen, um durch

den Park zu laufen, zu jubeln im Herzen wegen der kurzen Zeilen: „Ich sah im Elfensee den Nix.“ Sie hörte die Dreschflegel bis hier herauf ins Sterbezimmer.

War das Glas beschlagen? Sie richtete den Kopf auf, hielt den Spiegel dicht, dicht . . . Nichts — kein Hauch. Sie fühlte körperlich, wie ihre letzte Hoffnung versank, wie alles Blut aus dem Kopf zum Herzen eilte. Ihre Hände zitterten. Langsam, vorsichtig tastete sie nach dem Auge. Sie zauderte vor der entsetzlichen Entscheidung. „Herr Gott im Himmel . . .“ kam es flehend, angsterfüllt von ihren Lippen. Dann hob sie das Lid: das Auge war gebrochen. Bewußtlos brach Marie über des Vaters Leiche zusammen.

Eintönig klangen die Dreschflegel herauf: tar=dém, tar=dém, tar=dém . . .

⊕

⊕

⊕

Marie ging herum wie eine Nachtwandlerin. Der alte Diener machte alles, schrieb Telegramme, ordnete an, besorgte den Sarg. Sie saß vor dem Toten. Er war allein gestorben, während sie im Park jubelte . . .

Meine Schuld — meine Schuld!

Der Arzt meinte: „Gehirnschlag“, und sprach von rechtzeitiger Erlösung, Ersparen langen Siechtums, aber Marie hörte wie zum Hohn auch im Glockengeläut die Worte: „Ich sah im Elfensee den Nix . . .“

Ria kam als Erste. Sie war totenbleich und nahm Marie in die Arme.

„Mein armes, armes Kind! Hast du alle benachrichtigt?“

Marie schüttelte den Kopf.

„Nun, ich dachte es und -depeschierte gleich, auch an den künftigen Besitzer.“

Da begriff Marie erst. Welsdt war Majorat, mit dem Vater erlosch die Linie Welsdt-Welsdt, und der Vetter Welsdt-Badenhausen war der Erbe. Sie hatte keine Heimat mehr. Es war, als glitte der Boden unter ihren Füßen fort.

Am andern Tage kam der neue Herr an. Ria empfing ihn. Er nahm ihre Hand, küßte sie nicht, sondern behielt sie in der seinen.

„Ich danke Ihnen, Cousine, daß Sie mich riefen. Heut herzukommen war für mich doppelt schwer. Ich fühle mich Ihnen allen gegenüber als Eindringling, und mein Anblick muß Ihnen Schmerz bereiten. Ich danke aber Gott, daß noch eine Aussöhnung zustande gekommen ist. Ich hoffe, Ihnen etliches hier abnehmen zu können. Meine Teilnahme für Sie, die Töchter alle, ist grenzenlos.“

Langsam fielen die Worte, als würden sie mühsam aus einem tiefen Brunnen geschöpft, als brächte er sie nur mit schwerster Anstrengung über die Lippen, aber man empfand ihre Wahrheit, als hätte er sie beeidet.

Apathisch stand Marie zur Seite. Ria, die noch immer des Veters Hand hielt, wandte sich zu ihr: „Marie, dies ist Graf Welsdt.“

Er zuckte einen Moment. Es war das erstemal, daß er seinen neuen Namen hörte. Am Majorat hing der Grafentitel. Er war, wie alle andern, bisher Frei-

herr gewesen. Auch Marie berührte es seltsam. Ihr Vater war der Graf Belbt, der einzige seines Namens, und nun hieß ein andrer so, ein Wildfremder.

Er nahm ihre Hand und sagte: „Ich glaube, wir kennen uns.“

Marie starrte ihn an. Ja, sie hatte das Gesicht schon gesehen.

„Ich hatte einmal die Ehre, in demselben Coupé mit Ihnen zu fahren.“

Da mußte sie es. Sie sah die Dächer der Favorite vor sich liegen. Eine brennende Röte schoß ihr ins Antlitz, rasch entzog sie ihm ihre Hand.

Ehe die andern kamen, gingen die beiden Schwestern zum Begräbnißplatz. Sie waren sich in den letzten Wochen seltsam nahe gerückt. Die Macht des gemeinsamen Geheimnisses hatte leicht die Kluft der Jahre überbrückt, die ihr Denken und Empfinden bis dahin getrennt hatte. Jetzt waren sie sich mehr als Schwestern — waren Freundinnen geworden. In Marias Seele paarte sich mit der Liebe noch ein Gefühl der Ehrfurcht vor der Älteren, die der Mutter so glich. Sie wußte, daß sie Ria unbedingt vertrauen konnte, und daß sie ihr deshalb auch alles anvertrauen würde, was ihr Herz bedrückte.

Hand in Hand schritten sie dahin, die beiden großen, schlanken Gestalten in den faltenlosen, dunklen Trauergewändern. Mit dem Vater erlosch das Elternhaus, die Jugenderinnerungen, die Heimat. Für Marie war alles vernichtet, und auch Ria verlor viel, denn sie

hatte diesen Zufluchtsort gebraucht, wenn das Leben ihr dort unten in Wien oder auf den Freudenloheschen Besitzungen unerträglich wurde. Nun ging Welt in eines Fremden Hand über.

Marie stöhnte auf: „Wo soll ich hin, Ria? Wo soll ich hin? Nicht einmal zur Hofdame taugte ich!“

Ria sah sie bekümmert an. „Kind, für mein Leben gern nähme ich dich zu mir, aber diesen Winter gehen wir zu Hof und . . . du weißt, es geht nicht.“ Ihre Stimme senkte sich zum Flüsterton. „Er ist nach Wien kommandiert worden, zur Gardeeskadron.“

Marie beschleunigte ihre Schritte ein wenig. Es war ihr unmöglich zu sprechen, ihr Herz kämpfte. Sie schwankte einige Augenblicke; in ihr schrie es: ‚Geh nach Wien, dort kannst du ihn wiedersehen.‘ Dann aber dachte sie der schweren Stunden nach dem Tode des Vaters, den sie in seiner letzten Stunde allein gelassen hatte, um an Egon zu denken. Sie überwand sich selbst.

„Nein,“ sagte sie fest, „dann kann ich nicht zu euch kommen! Aber wohin, Ria? Ich muß ja von hier fort, fort von der Eltern Grab, aus der Heimat in die Fremde. Ich kann es nicht. Ria, ich kann es nicht.“

Sie fiel der Schwester um den Hals. Das Schluchzen erschütterte ihren Körper. Sanft richtete Ria sie auf.

„Es wird sich schon etwas für dich finden, Kind. Die Welt ist so groß. Du hast doch deine Schwestern. Du kannst zu Abba gehen oder zu Maggie!“

„Ich will nicht von hier fort, ich will nicht!“

Wie ein großes Kind, das sich nicht trösten lassen

will, weinte Marie, und Ria ließ ihre Tränen fließen. Sie sah ein, daß hier zur Stunde keine Hilfe möglich sei. Die Erregungen hatten Mariens Nerven bis aufs äußerste angespannt, nun wirkten die Tränen wie ein gütiger, kühlender Gewitterregen.

Als die Schwestern zum Schlosse zurückschritten, kam ihnen Graf Belbt durch den Park entgegen. Ihre Herzen waren noch voll von der Trauer, die am Grabe der Mutter, an dem schlichten Platz, wo ihr Vater nun für immer ruhen sollte, tief in ihnen von neuem erweckt war. Deshalb empfanden sie sein Erscheinen wie ein Eindringen in ihr urreigenstes Recht. Steif standen sie beide da, ein wenig unnahbar. Aber seine verlegene Haltung ließ ihre Kälte schwinden. Sie sahen, daß ihm seine Anwesenheit selbst peinlich war; er war jetzt der Herr hier und wollte es nicht scheinen.

„Es ist mir lieb,“ sagte er, „Sie beide noch einen Augenblick sprechen zu können, ehe die andern Angehörigen kommen, denn ich habe eine große Bitte.“

Ria nickte schweigend. Marie stand teilnahmslos abseits. Ihr wandte er sich zu: „Sie verlieren am meisten mit dem Tod Ihres Vaters,“ sagte er leise, „und ich muß besonders Ihnen als Eindringling hier erscheinen.“

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Doch, doch,“ fuhr er fort, „ich weiß es. Ich habe nun eine große Bitte an Sie. Wollen Sie mir ruhig zuhören?“

Marie nickte. Sie gingen zu einer Bank und ließen

sich nieder. Eine ganze Weile blickte er zu Boden. Man sah, es fiel ihm schwer, zu sprechen. Ohne den Kopf zu heben, begann er: „Ich stehe vor meinem Assessorexamen und kann es vor nächstem Frühjahr nicht machen, möchte aber meine Karriere nicht mittendrin abschneiden. Ich kann deshalb keinesfalls vor nächstem Juni Beldt beziehen. Bei meinem Besuch hier, vor vier Wochen, war mein Vetter so gut, mir Einsicht in die Majoratsbestimmungen zu geben. Es ist sehr kompliziert, das Allod vom Majorat zu scheiden, und es wird sehr lange dauern, bis ich einen Überblick über die Erbschaft und die Allodsumme haben werde. Daher wäre es mir sehr lieb, wenn ein Mitglied der Familie, dem die andern vielleicht Vollmacht geben würden, hier wohnen bliebe, bis alles, auch das Inventar des Schlosses, geregelt ist. Ich bitte deshalb, daß Sie, Cousine, bis nächsten Sommer hier wohnen bleiben. Im Trauerjahr wird es Ihnen hier in Beldt doch sicher am wohlsten sein — und mir wäre es eine große Hilfe.“

Er hatte langsam gesprochen. Jedes Wort schien überlegt, abgewogen, und doch klang aus allem eine tiefe Wärme.

Marie stand zaudernd. Sie empfand nur: er hat Mitleid mit dir; deshalb konnte sie keinen Entschluß fassen, nicht verneinen, nicht zusagen. Da entschied Ria für sie. Sie reichte dem Vetter die Hand, und mit dem unvergleichlichen Charme, den sie in Stimme und Haltung hatte, wenn sie herzlich wurde, sagte sie: „Ich

danke Ihnen für dieses Anerbieten. Es ist in diesem Augenblick das Beste für alle Teile."

Sie hat die Schwester mit den Augen, auch einige Worte an den Better zu richten. Aber Marie zögerte wieder. Es empörte sie, daß sie um ihr Urteil, um ihr Wünschen nicht befragt worden war. Sie wollte niemandem Dank schulden, sie ärgerte sich über den Better, der in diesem Augenblick der Gebende war, sie mochte nicht nehmen, sie wollte nicht verpflichtet sein . . . Es lag ihr auf der Zunge, das Angebot auszuschlagen. Da traf sie Nias Blick: ernst, traurig und fest. Ihr kam die Erinnerung an Rheinfeld, an sein „Zu Befehl". Sie sah, hier war das Schicksal, dem sie gehorchen mußte. Aber ihre Selbstsicherheit hatte sie verloren. Linkisch reichte sie dem Grafen Woldt die Hand: „Danke."

⊕

⊕

⊕

Ganz unwillkürlich nahm Woldt zur Beerbigung seines verstorbenen Herrn noch einmal die alte, pomp-hafte Größe an.

Cessy kam von ihrer Hochzeitsreise und, wenn auch gebeugt vom Leid, sagte sie sich doch, daß einer jetzt denken und handeln müsse. Sie suchte die Trauerlibreen heraus, die von der Mutter Tod herstammten, ließ den Saal schwarz ausschlagen, ordnete an, arbeitete, schaffte.

So wurde für den Verstorbenen der Trauerprunk entfaltet, den er für seine Gattin angeschafft hatte. Cessy fühlte: er hatte die Farce des schwerreichen Grandseigneurs jahrelang aufrechterhalten, an seiner

Beerbigung sollte er nicht zum armen Mann gestempelt werden. Sie hatte ihn heiß geliebt und seine Schwächen am besten gekannt; sie wußte, wie die Sachen standen: ‚après moi le déluge‘, — ein Seufzer hob ihre Brust. Gut, daß Mutter es nicht geahnt hatte. Sie war in der Annahme gestorben, einen reichen Mann und gut dotierte Töchter zu hinterlassen, und Cessh wußte nur zu genau, wie schlimm es um Geldt stand.

Aber keiner der Schwiegersöhne hatte eine Ahnung von dem Ruin, als der Wagen mit den sechs Rappen vorfuhr, um den letzten Geldt-Geldt zur ewigen Ruhe zu geleiten.

Der ganze Adel des Landes war gekommen. Theils weil es sich gehörte, dem Grafen die letzte Ehre zu erweisen, theils aus Mitleid für die Töchter, aber hauptsächlich, um den neuen Grafen zu sehen, den keiner kannte.

Der stand bescheiden abseits und überließ es Ria, des Hauses Ehre zu verwalten.

Dicht umdrängten sie den Katafalk, dem zu Häupten die sechs Töchter und die Schwiegersöhne standen, in glänzenden Uniformen, ordenbesät. Nur der kleine Ulan sah einfach aus, wie er zwischen dem ungarischen Magnaten, dem Diplomaten mit dem Riesenkrachat, dem Gardeducorps stand! Bärenstein als Gardékürassier, mit einem Stern auf der Brust, überragte ihn um Kopfeslänge. — Ja, die Nachbarn mochten mit Mitleidsgedanken gekommen sein, aber sie mußten sie fallen lassen. Hier waren sie nicht am Platz.

Keine Tochter weinte. Bläß und groß standen sie da in der abweisenden, kalten Haltung, die kein Mitleid wünscht, die der Masse gegenüber kein Gefühl zeigen mag. Und denen, die heimliche Schadenfreude empfunden hatten, verging sie bald, denn die Kinder wirkten nicht wie arme, vertriebene Töchter, denen das Heim genommen, standen sie doch fast alle in gesicherter, hochangesehener Stellung.

Der Geistliche schwieg. Es entstand eine Pause, die Träger näherten sich dem Sarge. Da schritt Ria in einem plötzlichen Impuls zum Harmonium. Sie zog die Register und winkte den Schwestern. Schwer und voll fielen die Akkorde: Die Hymne an die Erhabenheit. Es war keinem je eingefallen, das Klavierstück auf das Harmonium zu übertragen, aber Ria spielte es ihrer Empfindung nach im Rhythmus eines Trauermarsches.

Die fünf Schwestern umstanden sie, leise setzten die Stimmen ein. Es waren nicht acht Wochen seit dem Tage vergangen, an dem sie die Fuge dem Vater zu seinem letzten Geburtstag gesungen hatten, nun wollten sie ihm den Gesang als letzten Gruß mitgeben, hinüber in die Ewigkeit. Die Menschen um sie her versanken, sie suchten die schönsten Töne, nur gedämpfter, getragener. Die lateinischen Worte klangen mächtig und voll in dem gewaltigen Rhythmus. Tief wurden sie selbst ergriffen. Sie sangen dem Toten noch einmal seine ganze Größe, den Höhepunkt seines Lebens, seine Erhabenheit. —

Die Umstehenden fühlten den mächtigen Schwung des Geistes, der den Komponisten beseelt hatte, der ihn ausgezeichnet und erhoben hatte über seine Standesgenossen, sie fühlten, wie mit dem Verstorbenen ein Großer unter ihnen von dieser Erde geschieden war. — Des Liedes zweiter Teil verklang mit einem seltsamen Ausdruck von Enttäuschung und Entsagung. Es war, als hätten die Singenden die letzten Töne nur noch gehaucht, als habe das Harmonium irgendwo in weiter Ferne gestanden. Vom Erblandmarschall bis herab zum Junker stand der ganze Adel des Landes da, und in die alten wie die jungen Augen traten Tränen, die sie nicht für den Grafen Woldt gesammelt hatten, als sie zur Beerdigung gefahren waren. Ungewollt kamen sie ihnen, aber sie vergossen sie in aufrichtigem Mitempfinden, in ehrlicher Trauer. Der eigene Zauber, der dieses Haus umweht hatte, so sehr er von kleinen Geistern gerügt und beklatscht worden war, besiegte sie alle in diesem Augenblick.

Ria nahm den Arm des Gatten, der Sarg wurde hinausgetragen. Voran schritt mit einem mächtigen Kranz Graf Kapstedt, der Flügeladjutant des Kaisers, ihm zur Seite Rheinfelden, beide als Vertreter ihrer Herren. Die Schwestern folgten am Arm ihrer Gatten. Einen Augenblick stand Marie allein, da trat Heinrich Woldt zu ihr und reichte ihr den Arm. Sie nahm ihn dankbar.

Polternd fiel die Erde auf den Sarg. Der Landmarschall trat vor, zwei Rechtsritter des Johanniter-

ordens hielten ihm ein steinernes Wappen hin. Mit einem scharfen Schläge schlug er es mit dem Hammer in zwei Teile. Seine sonore Stimme klang weithin über die Versammlung.

„Weldt=Weldt bis heute, von nun an nimmermehr.“

Sie legten ihm die beiden silbernen Rosen ins Grab, die in der Fülle ihrer Blüte gebrochen waren. Von nun an stand das Wappen des Weldt=Badenhausen über dem Tor, die silberne Rose und der goldene Stern.

### Fünftes Kapitel

Qualvolle Tage folgten. Der tiefe und reine Schmerz um den Toten wurde durch Erbschaftauseinandersetzungen verbittert. Die Schwäger konnten ihre Enttäuschung nicht ganz verbergen, es fiel in den Becher der Trauer manch Galletropfen für die Töchter. Alles war sehr verworren und bedurfte wochenlanger Auseinandersetzungen. Da machte Ria den Vorschlag: Marie bleibt in Weldt und nimmt das Hausinventar auf, den Schwestern schickt sie einen Prospekt, wonach diese sich aussuchen können, was sie wünschen. Die Geldangelegenheiten würde der Vetter ordnen.

Da doch fast alles verloren war, willigten die Schwäger ein, aber ein leichter Mißklang blieb, als sie schieden. Marie erinnerte sich des japanischen Sprichwortes: ‚Die Liebe beweist sich bei der Erbschaft.‘ Der kleinliche Egoismus, ja sogar hin und wieder ein Schein von

Sabsucht waren zutage getreten. Dete hatte noch beim Fortfahren gesagt: „Dem fremden Mann wollen wir nichts da lassen.“ Marie war rot geworden, weil sie sich der Schwester schämte; sie gedachte der Bartheit, mit der der Better ihr das Angebot zum Bleiben gemacht hatte.

Unterdessen hatte sie sich nach einer Gesellschafterin umgesehen. Schon in einigen Tagen sollte Johanna's Schwester Franziska Kirchberg kommen.

Unfagbar schwer wurde ihr der Abschied von Ria. Die Fürstin Freudenlohe mußte nach Wien zurück. Sorgenvoll klopfte sie der Jüngerin die Wange: „Merk dir etwas, Bébé. Einen kleinen Wahlspruch, den wir Welt's alle brauchen können: „In der Familie hüte dein Temperament, in der Gesellschaft deine Zunge und in der Einsamkeit deine Gedanken!““

Marie blickte erstaunt auf. „Ich habe weder Familie, noch Geselligkeit . . .“

Ria sah sie prüfend an: „Aber desto mehr Einsamkeit, Bébé!“

⊕

⊕

⊕

Franziska Kirchberg war ein altes, vertrocknetes Mädchen, von des Lebens Härte gebürt, von schweren Schicksalen mürbe und hoffnungslos gemacht. Sie war immer gleichbleibend still. Es war gleichgültig, ob sie sich im Zimmer befand oder nicht. So erschien es Marie, als ob sie immer allein sei.

Sie registrierten zusammen: Möbel, Bilder, Kunstwerke. Aber bald hatte Marie keine Freude mehr an

der Arbeit. Jeder Gegenstand weckte schmerzliche Erinnerungen in ihr. Sie überließ alles Franziska.

Stundenlang ging sie ziellos spazieren durch den Park, durch die Felder und tief hinein in die uralten Wälder. Wieder und wieder kehrten die Gedanken zu den Tagen in der Favorite zurück. Sie sprach in Gedanken mit dem Prinzen, setzte sich ihm gegenüber, lächelte ihn an, nickte, plauderte . . . Nur nicht vergessen: . . . „stark ist das Schicksal, ich will stärker sein.“

Alles, was um sie herum vorging, verlor an Interesse. Welcht? Ja, das liebe, alte Schloß — aber wozu? Es war ihr ja hier nur eine Gnadenfrist gesetzt, nach einem halben Jahr war es unrettbar für sie verloren. —

Tot — vorbei. Wie die Eltern, wie Egon. Der lebte auch und war doch tot für sie. Auch das Schloß würde stehen bleiben, aber ein Fremder würde darin wohnen, und ihm war es nicht das liebe Elternhaus. Alle Möbel und Andenken gingen in die vier Winde . . . So blieben ihr nur die Gedanken an ihre hoffnungslose Liebe. Des Abends nahm sie den Spiegel, setzte sich davor. Sie sah nicht sich selbst, sie sah ihn. Sie redete zu ihm, sagte ihm die tausend Dinge, die ihr Herz erfüllten. Einen Satz wiederholte sie immerfort, bewußt und unbewußt: „Ich habe dich so unfäßlich lieb.“

Franziska glaubte, daß Marie still und träumerisch sei. Sie wagte nicht in den Schmerz um den Verstorbenen einzugreifen. Aber für Marie wuchsen in der Einsamkeit alle Dinge über das gewöhnliche Maß hinaus und nahmen phantastische Formen an. Allmählich

wuchs sich der Prinz zu einer Idealgestalt aus, die ihre Gedanken Tag und Nacht umspielten. Sie lebte nur für ihn, hatte für ihr Denken kein andres Thema mehr. Nur er — er. Wie einen Schatz trug sie ihre Liebe in sich und verschloß sie ängstlich. So wurde sie menschenscheu.

Wochen vergingen. Sie wußte selbst nicht, wie die Zeit verstrich, bis eines Tages die Lebenskraft in ihr siegte, und ein Hunger nach einer Tätigkeit in ihr war, sie mußte irgendeinen Endzweck, ein Ziel vor sich haben. Ihr war, als verlöre sie sich im Nebel. Da traf ein Telegramm ein, das Heinrich Woldts Ankunft meldete. „Zimmer für zwei Personen herrichten,“ befehlerte er.

Er schien sich jetzt als Herr auf Woldt zu fühlen, da er es für überflüssig hielt, mitzuteilen, wer der andre wäre. Maries Phantasie beschäftigte sich mit dem geheimnisvollen Zweiten. Es war doch immerhin eine Abwechslung; die schweren Gedanken hatten sie fast erdrückt.

Neugierig stand sie hinter der Gardine, als der Wagen vorfuhr. Neben dem großen, hageren Wetter saß ein dicker, bebrillter Mann. Marie fühlte eine bittere Enttäuschung. Er stellte ihr seinen Begleiter vor: Rechnungsrevisor Arndt. Dann erkundigte er sich, um wieviel Uhr man zu Abend äße, und entschuldigte sich: Er müßte bis dahin im Rentamt arbeiten.

In Marie blieb ein Gefühl des Argers zurück. Sie hatte gehofft, der Wetter würde ihr mancherlei erzählen, kam er doch aus der Welt in ihre Einsamkeit. Aber er

schien nicht zum Blaudern aufgelegt zu sein. Beim Abendessen sah er blaß und abgesspannt aus, und die Unterhaltung schlich langsam dahin. Der Revisor empfahl einen tüchtigen Inspektor. Marie horchte auf.

„Geht Brand fort?“ fragte sie, und sofort schoß ihr das Blut zu Kopf.

„Ja,“ erwiderte er kurz.

Marie konnte nicht erkennen, ob er ihr absichtlich keine nähere Erklärung gab, oder ob ihn das Eintreten des Dieners am Weitersprechen verhinderte. Sie biß sich auf die Lippen; Brand war seit vierzehn Jahren da, jetzt setzte ihn der neue Herr an die Luft. So behandelte er ihres Vaters treue Diener, und hielt es dazu noch für überflüssig, ihr etwas darüber mitzuteilen. Ihr Temperament bäumte sich, und eine wilde Wut bemächtigte sich ihrer. Trotzig schwieg sie.

Sowie sie sich allein mit ihrem Vetter sah, stieß sie hervor: „Warum entlassen Sie Brand? ... Oder warum, wenigstens, sagten Sie es mir nicht?“

Ein kühler, flüchtiger Blick streifte sie, dann sah er wie vorher wieder unerschütterlich ruhig in die Lampe.

„Verzeihen Sie, bitte, daß ich es Ihnen nicht gleich mitteilte. Aber den endgültigen Entschluß faßte ich erst heute, und vorher konnte ich nicht darüber sprechen.“

„Wann geht er?“

„Morgen!“

Fast wäre Marie aufgesprungen; nur mit Mühe beherrschte sie sich, aber in ihrem Gesicht arbeitete die Erregung. Er bemerkte alles. Ruhig sah er sie an.

„Liebe Cousine, ich muß Ihnen mittheilen, daß ich leider die Entdeckung machte, daß Brand in den vierzehn Jahren seiner hiesigen Thätigkeit Ihren Vater um mehr als hunderttausend Mark betrogen hat. Ich könnte ihn vor den Staatsanwalt bringen. Ich habe das auch erwogen, da aber das Geld, auf das Sie und Ihre Schwestern ein Recht haben, verbraucht ist, und der feine Herr obendrein noch viele Schulden hat, käme dabei nichts heraus. Im Gegentheil, Ihnen allen würden nur große Unannehmlichkeiten bereitet werden. Das Schlimme ist, daß ich jetzt in der Eile keinen Inspektor bekommen kann und gezwungen sein werde, mit Arndt etliche Wochen hier zuzubringen. Es wird mein Bestreben sein, Ihnen nicht zur Last zu fallen; außerdem habe ich ein so großes Feld der Thätigkeit vor mir, daß ich Sie höchstens bei den Mahlzeiten stören werde.“

Marie war wie vor den Kopf geschlagen. Brand, auf den ihr Vater so große Stücke gehalten, war als Betrüger entlarvt. Sie konnte das Unglaubliche noch nicht fassen. Aber Heinrich hatte so ruhig und überzeugend gesprochen, daß sie glauben mußte. Sein Ton war höflich, aber so sachlich und kalt gewesen, daß er fast beleidigend wirkte. Sie kam sich wie ein geschulmeistertes Kind vor. Aber ehe sie etwas erwidern konnte, erhob er sich und sagte ihr Gutenacht mit der Entschuldigung, sehr müde zu sein. Sie sah ihm in die Augen, und das Mitleid siegte in ihr: Er sah wirklich sehr angegriffen aus.



Die Anwesenheit des Betters machte Marie nervös. Sie hatte geglaubt, nun weniger allein zu sein, jemanden zum Sprechen zu haben, aber sie hatte sich darin geirrt. Er arbeitete von früh bis spät, fuhr um sechs Uhr morgens auf die Felder und rechnete im Rentamt mit Arndt bis zum Abendbrot. Nur zu den Mahlzeiten erschienen die beiden, und dann fühlte Marie, daß er zu abgearbeitet war, um noch Konversation machen zu können. Sein Benehmen änderte er nicht. Er war höflich und rücksichtsvoll, aber nie sah er sie an.

Abends lag sie schlaflos auf ihrem Bett und grübelte. Die Gedanken kamen und gingen, nutzlos und zwecklos. Bis ihr plötzlich klar wurde: es ist ein Mensch hier im Haus, der arbeitet Stunde um Stunde, und ich tue nichts! Da schämte sie sich vor ihm. ‚Was muß er von mir denken?‘ fragte sie sich. ‚Bin ich nicht ein überflüssiger Brotesser, muß er mich nicht verachten?‘ Sie warf sich hin und her. Wozu sollte sie etwas schaffen? Es hatte doch keinen Zweck. Es war ihr alles gleichgültig. Aber der Better irritierte sie. Warum übersah er sie, warum wendete er sich an Franziska, wenn er etwas im Hause wissen wollte? Warum sah er sie nie an? Schon im Coupé hatte er sie mit keinem Blick betrachtet, sie, die schöne Marie Woldt. Fand er sie nicht ansehenswert? Ihre berühmte schmale Hand, ihre kleinen Füße, ihr braunes, welliges Haar? Aber die tiefen Augen in seinem hartgeschnittenen Gesicht, in dem jede Linie eiserne Energie ausdrückte, sahen nie

zu ihr herüber. Seine Sprechweise war immer förmlich, unpersönlich und gehalten.

Eines Tages bat er sie um eine Aussprache. Sie folgte ihm in sein Zimmer wie ein Kind dem Lehrer. Er begann vor ihr mit Zahlen und Statistiken die Summen zu entrollen, die der Park und der Stall gekostet, und fragte darauf, ob es ihr unangenehm wäre, wenn er Änderungen vornähme. Sie fiel ihm schnell ins Wort: „Ich bitte Sie, alles zu bestimmen, wie es Ihnen recht ist. Sie sind der Herr hier, ich habe ja eigentlich hier nichts mehr zu suchen.“

Es hatte gleichgültig klingen sollen, aber ihre große Hilflosigkeit klang ihm aus ihren Worten entgegen. Da sah er sie gütig an.

„O nein,“ sagte er halblaut, „dies ist Ihr Vaterhaus, und als das sollen Sie es immer betrachten. Sie wissen ja gar nicht, wie angenehm es für mich ist, hier so wohnlich und gut zu leben. Was sollte ich ohne Möbel und Wirtschafterin hier machen? Ich müßte mir alles extra halten und würde es doch nie so gut haben wie jetzt, wo alles von der fürsorglichen Hand einer Hausfrau geleitet wird.“

Marie wurde rot. „Das macht Fräulein von Kirchengberg, ich tue nichts.“

Es lag viel Mitleid in seinem Blick, als er antwortete; aber sie hatte den Kopf gewandt und sah es nicht.

„Vielleicht gebe ich Ihnen bald eine Arbeit,“ sagte er halb scherzend. „Ich muß die Mod- und Majorat-

stücke durchgehen, und es wäre mir lieb, wenn Sie als Erbin mit mir verhandelten."

"Ich will es gern tun."

Und diese Beschäftigung machte ihr aufrichtige Freude. Sie gingen zusammen durch die weiten Zimmer und ordneten die Möbel. Auf Gegenstände, deren Ursprung zweifelhaft war, drückte Heinrich immer schnell das Veldt-Veldtsche Wappen und sprach sie, ohne zu fragen, dem Erbteil der Schwestern zu. Oft fiel Marie Detes Satz ein: „Wir wollen dem fremden Mann ja nichts da lassen.“ Dann beteuerte sie, daß die Stücke zum Majorat gehörten, sein Eigentum wären.

Einmal lächelte er; ihre Gast hatte sie verraten.

"Wollen Sie mir etwas schenken?"

Marie schlug die Augen nieder. Sie konnte ihn nicht ansehen, aber sie fühlte, daß das Harte von ihm wich, daß sein Lächeln sein Gesicht seltsam verschönte. Seine Züge bekamen einen feinen Charme.

Durch Franziska erfuhr Marie, daß alle Bücher und geschäftlichen Sachen in furchtbarer Unordnung waren. Arndt hatte es der Hausdame mitgeteilt. Sie erzählte, daß es eine grenzenlose Arbeit wäre, den Wust zu entwirren. Graf Veldt fände sehr schlechte Bestände vor. Er müsse neue Ställe bauen, die Bewirtschaftung sei ganz altmodisch, der Waldbestand wäre fast vernichtet, kurz, es gehöre Geld und Arbeit dazu, aus Veldt wieder ein ertragfähiges Gut zu machen. Der Graf werde viel Geld aufnehmen müssen, selber jahrelang in schlechter Lage sein.

Marie schämte sich, schämte sich für ihren Vater. Nie fiel ein Wort über ihn, nie erwähnte der Better, welche Vernachlässigungen er vorgefunden, und Marie hätte ihren Vater so gern verteidigt. Von seiner geistigen Größe, seinem Genie, seinen Begabungen hätte sie gesprochen, aber sie fühlte, daß sie nicht davon anfangen konnte. Die Zahlen, die Rechnungen über den Aufwand, den der fast bankerotte Mann jahrelang getrieben, sprachen gegen ihn und schlossen ihr den Mund.

Sie stöhnte, sie fühlte sich als des untüchtigen Mannes untüchtige Tochter.

Sie dachte an Cessy: wie hatte die hier geherrscht, praktisch und tüchtig; das wäre eine Frau für Heinrich Woldt gewesen, die hätte er angesehen. Auf Schönheit schien er nichts zu geben. Er verlangte Können. Und sie war selbst zur Hofdame untauglich gewesen. —

Die Veränderungen im Haushalt setzten sie in Erstaunen. Es wurde fast bürgerlich einfach. Sie dachte des glänzenden Vaters und sah den neuen Grafen Woldt. Er arbeitete mehr als ein Inspektor und rechnete wie sein eigener Buchhalter. Wie mochten die Leute über ihn denken?

Sie lehnte an der Parkmauer. Die Pflüger kehrten heim. Hin und wieder sang einer der Männer. Frauen und Kinder mit Kartoffelkörben gingen durch den leuchtenden Abend. Da kam der neue Graf angeritten. Die Leute zogen die Mützen.

„Grüß Gott, Herr Graf.“

Er beugte sich zu einer Frau herab.

„Nun, Meherin, Ihr geht ja wieder in die Arbeit, wie geht's denn zu Haus? Der Kleine wohl?“

Die junge Mutter strahlte über das ganze Gesicht. „Das will i meine, i dank au schön für die gute Milch.“...

Marie stand ungesehen und hörte den kurzen Wortwechsel. Es stieg etwas wie Neid in ihr auf. Also er kannte die Leute schon mit Namen, hatte der Wöchnerin Milch geschickt. An ihn hatte sie sich gewendet und nicht an sie. Warum nicht an sie? Hatten die Arbeiter das Vertrauen zur alten Herrschaft schon verloren? Fühlten sie die Tüchtigkeit des neuen Herrn? Die Entfremdung der Leute schmerzte sie, und trotzdem freute sie sich, daß sich Heinrich so schnell eingelebt und eingearbeitet hatte. Es rang ihr eine aufrichtige Hochachtung ab.

Warum sah er sie nicht an? Nur weil sie nutzlos war?

Er war der erste Mann, mit dem sie in nähere Berührung gekommen war und der sie nicht betrachtete, der ihren Verstand, ihre Lebhaftigkeit, ihre Schönheit nicht sah. Sie fühlte sich ihm gegenüber hilf- und machtlos, sie wagte sich in seiner Gegenwart nicht zu geben, wie sie war. Das kühle Vorbeisehen bannte allen Impuls. Aber sie ehrte seine Energie, sein zielbewußtes Arbeiten, seine Art mit den Untergebenen. Es war ein merkwürdiges Gefühl: war sie in seiner Nähe, kam kein Gedanke an den Prinzen in ihr auf, ging sie zum Essen hinunter, so hatte sie gewiß noch auf der Treppe: „Ich habe dich so unfäßlich lieb“ gemurmelt, und im Augenblick, wo sie vor Heinrich Woldt stand, nahm er

all ihr Denken in Anspruch. Was fühlte dieser Mann, was dachte, was litt er? Unergründlich glitten die tiefen Augen an ihr vorüber. Er verkehrte mit Arndt wie mit seinesgleichen, zwar gemessen, zurückhaltend, aber ohne einen Unterschied zu machen. Sie fragte ihn einmal nach Arndt. Er erwiderte: „Es ist ein rechtlicher, zuverlässiger Mann, Sohn sehr achtbarer Eltern.“ Das also genügte ihm.

Zum Entenfall hatte er einen Freund geladen, einen älteren Herrn, der schon erwachsene Kinder hatte. Zu Marias Erstaunen nannten sich die Freunde „Sie“, und der Baron Dachstein hatte Heinrich gegenüber eine bescheidene Zuverlässigkeit.

Einmal war sie mit dem Gast allein.

„Woher kennen Sie meinen Vetter?“ fragte sie.

Dachstein sah sie an. „Das sieht Beldt ähnlich, es nicht erzählt zu haben. Er hat mir einmal das Leben gerettet. Ich habe ihm aber sonst noch viel Kostbares zu danken.“

„Warum nennen Sie sich denn ‚Sie?‘“ forschte sie erstaunt weiter.

Der andre lächelte. „Ich bin zwar weitaus der Ältere und hätte nach Ihrer Ansicht wohl das Recht, Heinrich Beldt das ‚Du‘ anzutragen, aber ich fühlte, daß es von ihm ausgehen müßte. Er ist vielleicht zu bescheiden, es mir anzubieten, und wir werden wohl bis ans Lebensende die engsten Freunde bleiben und ‚Sie‘ zueinander sagen. Wenn ein Mann, wie Heinrich, mir die Hand auf die Schulter legt, so ist das mehr

Freundschaftsbeweis als alle Geschenke der Welt, denn larger in seinen Gefühlsäußerungen kann ich mir keinen denken; desto kostbarer aber sind sie. Ich rechne es mir zur Ehre, Heinrich Welsch's Freund zu sein."

Marie hatte jedes Wort in sich aufgenommen. Ob sie je so ein kostbares Wort zu hören bekommen würde?—

Eine Nachbarin kam, um ihr noch einen Kondolenzbesuch zu machen, da sie zur Beerdigung des Vaters nicht hatte kommen können. Es war eine gute, aber taktlose Person. Sie erwähnte mit Augenzwinkern den Better und ließ eine Anspielung fallen, daß Marie sich auf ihren kommenden Stand in Welsch vorbereite. Marie antwortete eisig, und die gute Seele war bestürzt fortgefahren.

Also das redeten die Nachbarn. Natürlich: ein junges Mädchen im Hause des Better's. Seine Anwesenheit war ja nur durch den Ausfall des Inspektors bedingt. Sie biß die Zähne zusammen. Wenn die Leute ahnten, wie sie mit ihm stände, daß er sie kaum beachtete, daß sie, Marie, die Siegerin, am Wege stand, von einem Mann kühlerzig übersehen. Und wieder kam ihr das Bild, wie damals beim Prinzen: er fährt vorbei, und du stehst an der Straße, vergessen; — aber nein, Egon hatte um ihre Liebe geworben, er vergaß sie nicht und sie nicht ihn. Immer, immer würde sie ihn lieben.

Franziska störte sie in ihren Gedanken. „Es ist ein Unglück mit einem Arbeiter an der Häckselmaschine geschehen. Ich soll Ohsol und Verbandstoff bringen.“

Marie raffte das Nötige zusammen und lief schnell zum Stall. Dort staute sich die Menge vor einer Kammertür. Sie machten ihr Platz. Auf einer Matratze lag ein Knecht ausgestreckt, Heinrich Beldt und der Vogt waren über ihn gebeugt.

„Cousine, dies ist schrecklich anzusehen, ich fürchte, Sie werden es nicht ertragen.“

Ihr Stolz bäumte sich. Für sie gab es kein ‚ich kann nicht‘, wenn sie wollte; ruhig trat sie heran: der Anblick war grauenhaft. Der Arm des Mannes war fortgerissen, vom Ellbogen ab fehlte er ganz, bis zur Schulter waren noch die furchtbarsten Schnittwunden. Sie erblaßte, aber sie kniete ruhig nieder und reichte dem Better das Verbandzeug. Mit großem Geschick suchte er die Arterien und band sie ab. Der Mann stöhnte, war aber bewußtlos. Blut und Schmutz besudelten den Körper. Marie biß die Zähne zusammen. Sie wusch mit Watte das Gesicht des Verwundeten ab, bettete ihm ruhig, wie eine erfahrene Schwester, den Kopf auf ein Bündel und schob etwas unter die verletzte Schulter. Da hörte man den Doktorwagen. Heinrich Beldt erhob sich. Sein Blick fiel auf das Fensterbrett, auf dem die verkrampfte Hand des Verletzten lag. Schnell warf er eine Jacke darüber, um Marie den widerlichen Anblick zu ersparen.

Der Arzt mußte die Amputation des Stumpfes sofort vornehmen. Er betrachtete den Arm.

„Wer hat die Arterien unterbunden?“ fragte er erstaunt.

„Ich,“ sagte Beldt einfach.

„Herr Graf, Sie haben dem Manne das Leben gerettet. Er wäre unweigerlich verblutet. — Ich brauche aber mindestens zwei Personen zur Hilfe. Ist hier keine Krankenschwester?“

„Nein,“ sagte Marie, „aber Sie können sich auf mich verlassen.“

Der Arzt machte Einwendungen, aber Heinrich Beldt sagte: „Meine Cousine wird Ihnen helfen.“ Da gab es keine Widerrede.

Marie wurde rot. Das war ein Zeichen von Anerkennung, und sicherlich hatte Dachtstein recht, als er sagte, aus Heinrichs Munde sei so etwas kostbarer als aus dem Munde eines andern.

Marie hatte noch einen schweren Kampf zu bestehen, denn die Amputation war grauig. Als alles vorüber war, sahen sich die beiden an.

Ihre Kleider waren blutbefleckt, ihre Gesichter kalkweiß. Sie waren tief erschüttert und gingen schweigend zum Schloß. Oben in ihrem Zimmer wusch Marie Gesicht und Hände und kleidete sich um, aber immer blieb der Dtsolgeruch an ihren Händen haften, sie mochte reiben, soviel sie wollte.

Sie hörte die Worte: „Meine Cousine wird Ihnen helfen,“ und sie wurde stolz. Also er hatte nicht an ihr gezweifelt, sie nicht unterschätzt. Ihr Gang war wieder elastisch, als sie hinabschritt, sie war aus der Lethargie der letzten Zeit aufgerüttelt worden.

Es war selbstverständlich, daß sie die Pflege des

Knechtes übernahm. Alle zwei Tage kam der Doktor, und es gelang, den Verwundeten am Leben zu erhalten.

Der Arzt sagte ihr nach einiger Zeit: „Baronesse haben ein fabelhaftes Talent zur Krankenpflege, wenn ich immer so geschickte Hände vorfände, wäre ich froh.“

Der einfache Mann ahnte nicht, wie er Mariens wundem Herzen wohlthat. Einer, der sie anerkannte, der ihr sagte, sie sei nicht ganz überflüssig, der ihr einen neuen Gedanken gab: ‚Krankenpflegerin‘.

Von dem Tage an ließ sie sich Prospekte von Krankenhäusern schicken und befaßte sich eingehend mit Arzdebüchern.

Es waren acht Tage seit des Knechtes Unfall vergangen, als Heinrich Woldt erklärte, er reise morgen endgültig ab. Die Ernte sei so gut wie fertig, das übrige könne der Bogt leiten. Seine Anwesenheit wäre nicht mehr erforderlich. Es gab Marie einen Stich. Nun würde es wieder ganz still werden in Woldt. Ende Oktober war es, und bis Juni mußte sie nun ausharren, allein und einsam. Aber sie wollte es tun, schon damit ihre Gedanken den Prinzen nicht freiließen.

## Sechstes Kapitel

Die Aufträge der Schwestern kamen. Ria hat nur um den Schreibtisch der Mutter mit allen Utensilien und um ihr Porträt. Dete wollte, daß ihr

Anteil verauktioniert würde oder daß Heinrich ihr eine Pauschalsumme zahle.

Marie ärgerte sich. Sie hatte den Schwestern die Listen geschickt, und diese hatten unterstrichen, was sie haben wollten, für sie selbst waren nur schwere Truhen, Herrenmöbel und geschmackloses Zeug übriggeblieben. Da strich sie Maggie einen Wunsch durch. Wenn sie schon nur den Schund bekam, so wollte sie wenigstens ein schönes Stück behalten: das große Gemälde der Mutter, umgeben von ihren sechs Töchtern; Mia war auf dem Bild schon erwachsen, in reizender Lieblichkeit, und sie selbst saß als Kleinste auf der Mutter Schoß mit fecken, braunen Augen, in der Hand den Strumpf, den sie vom rosa Füßchen gezogen. Sie hatte es aus Übermut beim Malen getan, und der Künstler war so entzückt von der Bewegung gewesen, daß er sie im Bilde festgehalten hatte. Tessy lachte darüber, und das gab dem Gruppenbilde eine reizende Zwanglosigkeit.

Marie betrachtete das Gemälde. Nein, Maggie sollte es nicht in ihre Leutnantenwohnung zwingen. Einen Augenblick dachte sie: und wohin soll ich damit? Da kam ihr der Entschluß: das Bild bleibt hier in Welsdt, hier, wo es hingehört, wo wir alle gelebt, und wenn tausend andre hier wohnen sollten. Aber der Gedanke barg doch einen Stachel: eine fremde Frau würde mit kalten Augen das Bild kritisieren, das sie alle immer mit Liebe und Innigkeit betrachtet hatten.

Die Wünsche der Schwestern wurden erfüllt, und Welsdt sah allmählich geplündert aus. Es war Marie

jedesmal, als würde ihr ein Stück Fleisch aus dem Leibe gerissen, wenn die Pader ein Stück nach dem andern holen kamen. Schließlich ging sie mit schleppenden Schritten durch alle Stuben. Die Wände waren kahl, nur die Ahnenbilder sahen auf die halbgleeren Zimmer nieder. Jeder Tritt hallte in den großen Räumen.

Bisher waren es schöne, elegante Zimmer gewesen, nun sahen sie verwahrlost und verschmutzt aus. Die Tapeten waren fleckig; man sah, wo die Bilder gehangen hatten, die Damaste waren gebleicht und verschliffen, und nur wertloses Zeug stand noch hier und da herum. Einige schöne Kommoden und Schränke, etliches Porzellan, das zum Majorat gehörte, war der traurige Rest einstiger Herrlichkeit in verschiedenen Zimmern. Oben in den Gastzimmern war es nicht besser. Nur Detes Anteil, den sie verkaufen wollte, war noch komplett.

Marie fiel die Aufgabe zu, dies dem Better mitzuteilen. Sie saß über dem Brief und schämte sich für ihre Schwester. Immer wieder zerriß sie den Bogen. Schließlich schickte sie das Schreiben in folgendem Wortlaut ab:

„Lieber Better! Meine Schwester Kaiserling schreibt mir aus Aurland, sie könne sich unmöglich die Sachen, die ihr zufallen, dorthin kommen lassen, und bittet mich, sie verauktionieren zu lassen oder Ihnen zum Kaufe anzubieten. Bitte, antworten Sie mir, wie Sie darüber denken. Mit bestem Gruß

Marie Welt.“

Umgehend kam die telegraphische Antwort: „Werde Freitag mit Tarator um ein Uhr eintreffen.“

Marie sah Franziska besorgt an.

„In welchem Zimmer soll er schreiben? Es ist ja alles verwüstet?“ —

Es war ihr schrecklich, dem Erben Woldt in dieser Verfassung zu zeigen. Es überkam sie eine fieberhafte Tätigkeit. Sie räumte in den Stuben, trug alle brauchbaren Möbel in ihres Vaters Zimmer, hing die Bilder an und richtete es schließlich wohnlich und hübsch her.

Aber alle andern Räume waren nun ganz kahl. Sie fürchtete sich vor dem Better, denn nun sah er nicht nur alle inneren Wunden von Woldt, sondern er erblickte es auch aller äußeren Herrlichkeit entkleidet. Es nutzte nichts, daß Marie allen Schmutz entfernen ließ, daß die Parketts und die Fenster blühten, das ausgeraubte Woldt sah schrecklich aus.

Draußen lag tiefer Schnee, der dem Park ein zauberhaftes Aussehen verlieh. Die alte Burg mit den Giebeln, Flügeln und Dächern lag poetisch da wie im schönsten Sommerflor; rot leuchtete die Sonne und verklärte alles in ihrem Glanz.

Die Glocken des Schlittens läuteten von fern, Marie stand klopfenden Herzens am Portal. Sie war wie mit Blut übergossen, als Heinrich Woldt sie begrüßte. Die Halle war leer, der italienische Schrank, in dem früher sein Mantel gehangen hatte, fehlte. Er mußte den Pelz über einen Stuhl legen. Marie war es grenzenlos peinlich, sie errötete noch tiefer.

Das Essen verlief in gedrückter Stimmung. Wenigstens war der Gobelinsaal unverändert geblieben, aber gleich nach Tisch öffnete der Diener die Flügeltüren zum Musikzimmer. Belbt schien nichts zu sehen, aber Marie schritt deprimiert neben ihm her. Als einziges Möbel stand das Billard im nächsten Raum. Dann kam das Herrenzimmer.

„Aber nein, wie hübsch es hier ist,“ sagte er sich umsehend, „wer wohnt denn jetzt hier?“

„Ich habe es für Sie herrichten lassen!“

„Ich danke Ihnen vielmals,“ sagte er freundlich, „so luxuriös habe ich noch nie gewohnt, mein Salon bestand immer nur aus einem Tisch, zwei Stühlen, einem Sofa und einem Schrank, und die waren alle nicht schön.“ Und wieder kam das Lächeln, das das hartgeschnittene Gesicht so seltsam verschönte.

Nach einer Weile bat er, Detes Möbel besichtigen zu dürfen. Franziska ging den Taxator holen. Marie und Heinrich schritten durch die Räume, sie waren leer, unfreundlich und eisig kalt. Ihr war beklommen zumute, und auch er war gedrückt. Sie sprachen kein Wort, fühlten eine tiefe Befangenheit in der veränderten Umgebung.

Der leere Salon wirkte am trostlosesten. Das große Familienbild hing einsam an der Wand. Er blieb stehen und stieß einen Laut des Erstaunens aus.

„Ich habe es mir behalten,“ sagte Marie verzweifelt, „ich wollte nicht, daß es fortkäme, weil wir alle hier gelebt haben, und wenn ich fortgehe, dann bitte . . .“

bitte . . ." und da war ein Ton in ihrer Stimme, wie der einer gesprungenen Saite, „nicht wahr, Sie werden es hier hängen lassen und es in Ehren halten . . . Ich wollte in Geldt etwas behalten, etwas Persönliches, was ich sehr liebe, außer den Gräbern.“

Es war vorbei mit Marias Fassung. Sie merkte, sie würde weinen, sie könnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, denn alles kam zusammen: die Berührung über das leere, verwohnte Haus, die Demütigung, daß sie alles zeigen müsse, und die Bitte einem Fremden gegenüber, das Bild ihrer schönen Mutter und der schönen, stolzen Schwestern zu ehren. Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte haltlos.

Heinrich Geldt war dunkelrot geworden. Sein Gesicht war gespannt, jede Muskel zeigte sich unter der Haut, als nähme er alle Kraft zusammen, um seine Worte zurückzuhalten. Er rührte sich nicht. Unbeweglich stand er — wie aus Stein.

Marie ballte das Taschentuch vor den Mund, um das Schluchzen zu unterdrücken, dann machte sie eine Handbewegung: „Ich kann nicht mehr, lassen Sie mich allein.“

Und Heinrich Geldt schritt leise hinaus.

Da warf sich Marie aufs Fensterbrett und drückte den Kopf gegen die Scheiben. Allein, so allein! Kein Mensch, der ihr ein gutes Wort sagte in ihrer Einsamkeit! Kein Mensch, zu dem sie gehörte! Sie wollte sich an den Gedanken an Egon anklammern, aber es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie jetzt arm und heimat-

los war, daß sie in schlichtem schwarzen Kleid in leeren Zimmern saß. Nein, dahin konnte sie den lebensfrohen, verwöhnten Prinzen nicht rufen, in ihre klägliche Lage, armselig, hilfeheischend, womöglich zum Möbelverkauf!

Der Taxator fiel ihr ein, man brauchte sie. Sie strich das Haar glatt, hauchte auf das Taschentuch, um die roten Augen zu kühlen, und lief hastig zu den Fremdenzimmern.

Vor der Tür blieb sie stehen. Sie zog schnell eine Zigarette aus dem Etui und setzte sie in Brand. Nur nichts vor dem Händler anmerken lassen; der brauchte nicht zu wissen, daß Marie Woldt geweint hatte.

Drinnes hörte sie: „Ganz schlechter Tisch, nur als gebrauchtes Möbel zu bewerten, Wert etwa fünfzehn Mark. Sofa, gebrauchter Überzug, ganz stilllos, fünf- undzwanzig Mark, ein Stuhl, schon beinahe Gerümpel . . .“

Da trat sie ein. Wie Ohrfeigen empfand sie des Fremden abfällige Schätzungen. Woldt sah angstvoll zu ihr hinüber, er hätte es ihr gern erspart. Aber sie war mit einem Male da, und der Taxator fuhr fort, den Stuhl geringschätzig zwischen zwei Fingern haltend: „Dafür gibt bei einer Auktion keiner mehr wie fünf Mark.“

Graf Woldt hielt ein Notizbuch in der Hand und schrieb die Möbel und einzelnen Zahlen auf. Marie sah zufällig, wie er den Bleistift führte, als der Taxator fünf Mark sagte, und sie bemerkte, daß er eine zweistellige Zahl schrieb. Sie wurde rot: er schrieb also

mehr auf, als wie die Sachen wert waren, er würde Dete über den Preis zahlen. Sie hörte nicht mehr, was der Mann sagte, sie achtete nur genau auf den Preis und die Zahl, die der Better schrieb, fast jedesmal war es eine höhere.

Der Tag verblich, als endlich das letzte Stück ab-  
geschätzt war. Der Taxator erhob sich: „Herr Graf,  
eigentlich ist es nicht mein Geschäft, so altes Zeug zu  
taxieren, das jeder Laie beurteilen kann. Ich hatte  
geglaubt Kunstwerke . . .“

Da traf ihn solch eisiger Blick aus den kalten Augen,  
daß er bestürzt schloß.

„Liebe Cousine, Sie sind ja schon ganz erfroren,  
ich glaube, wir gehen nun wieder in ein geheiztes  
Zimmer.“

Sie schritten schnell zum Herrenzimmer und rieben  
sich die Hände vor dem prasselnden Kaminfeuer.

„In vier Wochen ist nun Weihnachten,“ begann er  
möglichst herzlich, um den Eindruck der Taxation ver-  
gessen zu machen, „ich möchte gern, daß es in Welsdt  
mit Weihnachtsfest und Geschenken gehalten wird wie  
früher. Ich habe mir Rechnungen zeigen lassen und  
möchte Sie nun bitten, Cousine, alles genau in dem  
Sinn Ihrer Eltern fortzuführen und die Bescherung  
an die Armen und Beamten wie immer zu machen.  
Ich lasse Ihnen das Geld dazu überweisen, da ich leider  
selbst nicht kommen kann.“

Es flog ein Schatten über seine Züge.

„Wo verleben Sie das Fest?“ fragte sie ihn.

Einen Augenblick zauberte er, dann schöpfte er Atem, und es war wieder, als hole er die Worte aus der tiefsten Tiefe heraus.

„Ich gehe zu meiner Mutter.“

Marie wußte, daß sie zur katholischen Kirche übergetreten war und in einem französischen Kloster als Dame en chambre lebte. Sie war, wie alle Konvertiten, fanatisch und bigott geworden. Sie kam nie mehr nach Deutschland, aber ihr Sohn, ihr einziges Kind, reiste jährlich um Weihnachten zu ihr. —

Sie schwieg.

Nach einem kurzen inneren Kampf begann er, aber seine Stimme war heiser und die sonst so gewählte, glatte Redeweise stockend: „Meine Mutter lebt in einem Kloster, und um nicht ganz die Fühlung mit ihr zu verlieren, gehe ich zu dem Fest zu ihr, das in unsern Religionen das gleiche ist, und sie dankt es mir.“ —

Wieder eine Pause, in der Marie den eigenen Herzschlag hörte. Sie wußte, was er empfand. Er, der Protestant aus alt-evangelischem Stamm, schien der Cousine gegenüber die Mutter verteidigen zu müssen für den ihnen beiden so unbegreiflichen Schritt. Er fuhr mit schwerer Stimme fort: „Meine Mutter hat kein frohes, sie befriedigendes Leben gehabt, sie mußte viel leiden und hat dort erst Trost und Frieden gefunden. Darum freut es mich für sie, denn es kommt ja schließlich nicht darauf an, was man glaubt, sondern daß man überhaupt glaubt.“ —

Seine Verteidigung klang gezwungen, und Marie sah, wie schwer dieser Mann gelitten haben mußte. Sie antwortete ihm so einfach herzlich, daß die Spannung in seinem Gesicht sich löste.

„Wie lange ist sie schon fort?“

„Acht Jahre.“

„Ihr Vater starb erst voriges Jahr?“

„Ja, er starb allein, meine Eltern lebten seit zehn Jahren getrennt.“

Nun war es wieder, als müsse er den Vater verteidigen.

„Mein Vater war ein einfacher, rechtlicher Mann, aber fest und hart, und hatte kein Verständniß für eine so ideal angelegte und schwärmerische Natur wie die meiner Mutter.“

Marie sah, wie schwer ihm auch diese Äußerung wurde, darum fragte sie schnell: „Nicht wahr, in Badenhäusen lebt noch ein Großonkel?“

Er warf ihr einen Blick zu. „Ja, er ist siebenzig Jahre alt und noch sehr rüstig. Seine Frau ist vor ein paar Jahren gestorben. Er ist ein armer Sonderling, ein sehr bedauernswerter Mann. Ich verehere ihn sehr, obgleich er, selbst wenn ich stundenlang bei ihm war, oft kein Wort mit mir sprach.“ —

Jetzt sah sie das Leben Heinrich Velbts vor sich: Die Eltern, die sich nicht verstanden, und der Onkel, der wochenlang nicht mit ihm gesprochen. Das war seine Jugend gewesen; und nun verstand sie, daß er in Arbeit und Pflichttreue Ersatz gesucht hatte, um die



keit in allen Räumen. Auf den großen Fluren war es eifig, denn Marie heizte nur ihre und Franziskas Zimmer. Sie aßen in einem kleinen Vorraum.

Die Einsamkeit legte sich bleiern auf sie. Sie sehnte sich nach etwas andrem, und doch hatte sie der Schwestern Bitten, mit ihnen Weihnachten zu feiern, abgeschlagen. Den Jubel der Kinder scheute sie, die Freude der Eltern, die Welt gewissermaßen schon vergessen hatten, würde sie tief verletzen. Und der Gedanke, Kleider und Hüte zu probieren, sich für Gesellschaften elegante schwarze Sachen anzuschaffen, war ihr schrecklich. Das einfache dunkle Kreppkleid war ihr wie eine wohltuende Beruhigung. Es war ja ganz gleichgültig, wie sie aussah. Es sah sie niemand, sie brauchte nicht an sich zu denken.

Blickte sie in den Spiegel, so dachte sie: ‚Wie schnell werde ich alt! Das ist doch unmöglich die blühende, lachende, strahlende Marie Welt.‘ Bläß war sie und glanzlos.

Im Januar, als der Schnee metertief lag, hatten ihre Briefe an Ria wohl sehr melancholisch geklungen, denn eines Tages sagte sich diese an. In einen wundervollen Sealskinmantel gehüllt, sprang sie aus dem Schlitten, mit roten Backen und blitzenden Augen, strahlender denn je. Neben ihrer Schönheit verblich Marie ganz.

Ria beschwor ihre Schwester fortzugehen, aber diese schüttelte den Kopf.

„Ria, siehst du, ich habe alles verloren, die Eltern

und ... und Egon ... Nun habe ich nur noch ein paar Monate Welt, es ist mein letztes, und darum will ich nicht fort. Und dann," sie errötete tief, „hier in der Einsamkeit habe ich Zeit, an ihn zu denken. Hier stört mich niemand, hier sehe ich ihn immer vor mir, wie er mit mir sprach, hier antwortet er mir, hier weiß ich: es ist jemand auf der Welt, der immer an mich denkt, der mich unbeschreiblich lieb hat.“

Kia war in den Schatten getreten.

„Bébé, befinnst du dich nicht, daß ich dir zum Abschied sagte: In der Einsamkeit hüte deine Gedanken?“

Da fuhr Marie auf. „Aber Kia, das tue ich ja gerade. Die Liebe ist unser Bestes auf der Welt, denn ohne sie ist alles flach und tahl, und ich will sie nie verlieren; ich verliere sie auch nicht. Ich will und werde ihn lieben bis zum letzten Atemzug!“ Sie stand mit blitzenden Augen vor Kia. „Bis zum letzten Blutstropfen, mag kommen, was da wolle. Stark ist das Schicksal, ich will stärker sein. Wenn die Liebe ertötet werden soll durch Zerstreuungen und Vergnügungen, so denke an den Vers:

Die Wunde, die sich blutend schloß,  
Schrie laut nach Luft in ihrer Not,  
Und warf sich in den Staub der Welt,  
Der schöne Gott in ihm war tot.“

Kia sah, hier in der Einsamkeit hatte Marie sich in den Gedanken eingebohrt, sie war fanatisch in ihrer Liebe geworden. Aus ihrem Herzen hatte sie eine

kostbare Schale gemacht, die barg einen Edelstein: seine Liebe.

Ria schien mit Worten zu kämpfen. Langsam, zögernd begann sie: „Kind, das ist alles sehr schön, was du da sagst, und du hast in der Theorie recht, aber in der Praxis? Glaubst du, daß ein junger Mann, der mitten in der Welt lebt, nicht leichter vergift? Daß er dir immer eine Treue hält, die keinen Zweck und kein Ziel hat?“

„Ria, ich flehe dich an, zerstör' mir nicht alles, ich bitte dich, laß mich an einen Menschen glauben, nimm mir nicht das letzte Schöne, was ich besitze, nimm mir nicht den Glauben an seine Liebe!“

Ria rang mit sich. Sie stand am Fenster und blickte auf die verschneiten Gartenwege nieder, denn sie wagte nicht, ihrer Schwester in die Augen zu sehen. Einem so leidenschaftlichen Menschen konnte sie den großen Schmerz nicht antun. Wer weiß, was Marie dann beginnen würde.

Sie brach das Thema ab und fragte nach den Möbeln, dem Better.

Marie fühlte sich nicht verstanden, und glaubte zu viel von ihrer Seele gezeigt zu haben.

Sie schilderte des Betters Wirken. Klar und einfach zeichnete sie seinen Charakter. Ria horchte gespannt, dann begann sie viele kleine Züge von ihm zu erzählen.

„Woher weißt du das alles?“ fragte die Schwester erstaunt.

„Ich habe mich nach ihm erkundigt und hörte überall sagen: der junge Beldt ist der kommende Mann.“

Marie schüttelte den Kopf.

„Der kommende Mann? Nein, das glaube ich nicht. Dazu fehlt ihm der Schwung eines starken Impulses, der die Massen hinreißt. Er wägt alles ab, aber er zaudert. Bei ihm ist alles klug durchdacht. Er ist ein eiserner Arbeiter und wird es dadurch weit bringen, aber das Feuer eines Bismarck fehlt ihm, der Mut des großen Entschlusses, des Schlages, der sich im Notfall selbst für seine Sache opfert. Ihm fehlt der Überblick des Genies, der ein Ziel da klar vor sich sieht, wo der Durchschnittsmensch überhaupt nicht hinzublicken magt.“

Ria widersprach: „Er wird sicher in den Reichstag gewählt werden, denn die Herrenhausrede in diesem Winter, wo er Papas Stelle als erbliches Mitglied eingenommen, war direkt eine Sensation. Er ist eben dreißig Jahr geworden und hat durch seine Rednergabe, durch seinen praktischen Verstand und seine Logik verblüfft. Liest du denn nie eine Zeitung? Das Herrenhaus tagt gerade, und er wird gewiß wieder reden, da sein Vorschlag viel Staub aufgewirbelt hat.“

„Worüber sprach er denn?“

„Über die Wahlreformen, jetzt gerade eine Zeit- und Streitfrage. Man sagt, er wolle sich für die konservative Partei im Reichstag aufstellen lassen, um seine Ansichten auch dort durchzusetzen. Und was er will,

erreicht er. Er bittet nicht, wenn er nimmt. Er wägt lange, aber dann hält er fest, wonach er greift."

"Seltsam, daß er erst mit dreißig Jahren den Professor macht!" warf Marie dazwischen.

"Weil er drei Jahre bei berühmten Ärzten in Kliniken arbeitete."

Nun begriff Marie sein geschicktes Zufassen bei dem verwundeten Knecht, aber es schmerzte sie, daß er ihr kein Wort von seinen Studien gesagt hatte. —

Ria war klug. Sie hatte der Schwester größtes Interesse wachgerufen. Es war kaum eine Stunde her, da hatte Marie der schillernden Vorzüge des Prinzen gedacht, nun staunte sie über die positiven Fähigkeiten des schweigsamen, korrekten Betters.

Zufrieden über den Samen, den sie gesät, reiste Ria ab. Wo die Ideale der Liebe nutzlos waren, hatte sie Mißtrauen erweckt, und hier hatte sie ein Interesse wachgerüttelt für einen, der es wert war. —

Maries Diakonissenidee begann wieder aufzuleben. Trotzdem ihr all die dunkeln Prospekte mißfielen, lebte sie sich in die Idee ein, sah sich Kranken Vinderung bringen, Trostworte spenden.

Und über all dem schmolz der Schnee.

Von Ria trafen immer Kreuzzeitungsausschnitte ein, die Reden des Betters enthielten. Marie verschlang jedes Wort, sie wollte orientiert sein, wenn er einmal davon sprach.

---

## Siebentes Kapitel

---

Die ersten Rätzchen blühten an den Weiden, der Pflug zog tiefe Furchen durch den Acker. Der Frühling kam. Marie fürchtete sich vor ihm, denn es war ihr letzter Frühling in Welsdt.

Der Better hatte sich angesagt.

Ob er von Weihnachten erzählen würde? Von seiner Mutter? Sie brannte vor Neugierde, etwas davon zu hören. Ob er von seinen Reden sprechen würde oder wieder mit gleichgültigen Augen an ihr vorbeisähen? Nein! Er sollte es nicht. Sie würde ihm beweisen, daß sie als Krankenpflegerin etwas leisten würde, er sollte sie als Frau nicht gering achten. Sie fühlte sich wieder jung, frisch und taten-durstig. Die Jugend forderte ihr Recht. Einer Natur wie Marie war es unmöglich, ewig an Verlorenem zu zehren.

Der Better lobte die frische Farbe auf ihren Wangen, und Marie erzählte, wie dankbar ihm die Leute gewesen, daß sie ihr Weihnachten durch seine Güte hätten feiern können.

Es war etwas in seiner Art, das sie erfreute und gleichzeitig fesselte. Man wußte nie, was er sagen würde, wie sein Urteil lauten könnte. Heute wollte sie ihm imponieren. Sie setzte sich zurecht. „Wäre es Ihnen unangenehm, wenn ich im Sommer meine

Möbel hier noch stehen ließe, weil ich nicht recht weiß, wohin ich damit soll, wenn ich fortgehe?"

Er hob den Kopf ein wenig erstaunt. „Aber bitte sehr, das Schloß ist ja groß genug, ich brauche die Räume nicht.“

Marie ärgerte sich, daß er nicht einmal fragte, wo sie hinzugehen gedachte. Aber sie wollte den Schlag führen, der ihn in Bewunderung versetzen sollte. „Ich will nämlich Krankenpflegerin werden," sagte sie ostentativ.

Er sah sie nur flüchtig von der Seite an und antwortete nichts. Also schien er es nicht zu glauben, er traute es ihr nicht zu. Sie sprach scharf und klar wie bei einer Rede.

„Der Arzt hat mir gesagt, ich hätte Talent zu diesem Beruf, und er interessiert mich sehr. Ich habe mich daher eingehend mit ihm beschäftigt und mich entschlossen, nach England zu gehen.“ Sie hatte alles sehr selbstbewußt, sehr sicher vorgebracht und sah ihn nun herausfordernd an.

Er spielte mit einem Federmesser, nun legte er es fort und hob die Augen. „Ich für meinen Teil würde meine Dienste immer nur meinem Vaterlande anbieten.“

Marie saß ganz still. Ihr war, als hätte sie etwas sehr Schönes, Kostbares in Händen gehalten, das er nun mit einer Keule in Scherben zerschlug. Sie kam sich ganz klein und bescheiden vor, von allem Nimbus der aufopfernden Schwester entkleidet. Sie hatte sich

schon in Whitechapel mit dem geladenen Revolver in der Tasche gesehen, furchtlos Kranken helfend, nachts Betrunkene und Unglückliche von der Straße auflesend, ermunternd, tröstend. Wie eine Heldin war sie sich vorgekommen, und nun hatte er nur einen abfälligen Satz über ihren Entschluß. Es schien ihm also ganz selbstverständlich, daß sie, die schöne verwöhnte Baronesse Belbt, der alle Welt zu Füßen gelegen, sich für ihre Mitmenschen opferte.

Und doch, der Satz hatte sie getroffen. Sie dachte an ihre Hofdamenzeit, wie jeder kleine Tadel sie zur Wut gereizt hatte, wie sie nie hatte gehorchen können, und nun sollte sie als arme Diaconissin ein Leben des unbedingten Gehorsams führen können?

Sie fühlte ihre unternehmende Jugendkraft, aber auch ihren Hochmut, ihre Eitelkeit, die nicht so leicht zu dämpfen waren, sie empfand ihre Untüchtigkeit.

Ja, im großen Moment groß sein, zufassen, wo es Mut, Energie und Entschlossenheit verlangte, da war sie die erste, aber die kleinen Nadelstiche, die häßliche Alltäglichkeit eines schmutzlosen Krankenhauses, das scharfe Desol, dessen Geruch ewig an den Händen haften blieb, das Herumgestoßen- und Kommandiertwerden konnte sie nicht ertragen. Das wurde ihr jetzt klar. Ihr war, als stände sie vor einer großen, leeren Tiefe; sie wußte nicht mehr, welchen Inhalt sie nun noch ihrem Leben geben konnte. In ihr stiegen die Tränen empor. Da stand sie auf und ging in ihr Zimmer.

Er sah ihr nach, etwas in ihrer Haltung war be-

klagenwert, hilflos. Wo war der königlich stolze Gang geblieben? Auch sie empfand es. Sie war nicht mehr die Stolze, die Selbstsichere, die Siegerin. Und schluchzend warf sie sich auf ihr Bett.

Zum Abend ließ sie sich durch Franziska mit Kopfweh entschuldigen und blieb in ihrem Zimmer. Sie fühlte sich furchtbar einsam und verlassen. Heinrich ließ ihr gute Besserung wünschen, er hoffte sie morgen früh wieder hergestellt zu sehen, er müsse leider schon um ein halb zwölf Uhr fort.

Franziska richtete es aus und wünschte ihr Gute Nacht. Und Marie schluchzte, schluchzte. So vergessen war sie von allen, so nebensächlich. Niemand, der sie liebte und mit ihr sprach.

⊕

⊕

⊕

Am nächsten Morgen sah sie blaß und verschwollen aus; die Augenlider waren noch ganz dick. Sie wollte dem Better so spät wie möglich begegnen, damit er es nicht merke.

Um elf Uhr ging sie hinunter. Es war ein herrlicher, warmer Sonnentag. Sie schritt durch die leeren Zimmer und öffnete alle Fenster, um die abgestandene, feuchtkalte Luft zu vertreiben. Ein Fenster im großen Salon war verquollen. Sie riß mit aller Gewalt daran. Da öffnete sich ein Spalt der Tür des Herrenzimmers; Heinrich wollte sehen, wer dort solchen Lärm mache. Schnell kam er ihr zu Hilfe und öffnete das Fenster mit einem Ruck.

Marie sprang vom Fensterbrett herunter, ihr Rock blieb hängen, es gab einen breiten Riß, und ein langer, schwarzseidener Bolant des Futters hing zu Boden.

„O weh!“ sagte er, „war ich daran schuld?“

„Nein, nein, es macht auch nichts, es ist nur getrennt.“ Sie nahm die endlose Schlange über den Arm.

Nun sagten sie sich erst Gutenmorgen.

„Ist Ihnen besser?“ fragte er freundlich.

Marie wurde dunkelrot.

„Ich danke Ihnen, ja.“

Das helle Sonnenlicht war unerträglich, der Wetter mußte die verschwollenen Augen sehen. Sie drehte krampfhaft den Kopf zur Seite.

„Ich fahre heut nach Berlin,“ sagte er, „und werde wohl lange nicht nach Welsdt kommen. Darf ich fragen, wann Sie nach England gehen, damit ich nicht auf einmal hier ein leeres Haus vorfinde?“

Marie wurde blaß nach der Röte vorher. Sie schlug die Augen nieder. Er ersparte ihr auch nichts, aber sie haßte alle Feigheit, physische und moralische. Sie hob plötzlich den Kopf und sah ihn voll an.

„Ich habe den Plan ganz aufgegeben, weil ich mich doch nicht dazu eigne. Ich bin auch zur Pflegerin unfähig.“

Sie sagte es mit Nachdruck. Wenn er sie verachtete, gut, dann wollte sie ihm diesmal zuvorkommen.

„Ich habe nichts Vernünftiges gelernt, ich bin im Luxus erzogen, ich kann nichts gründlich. Ich habe nie gehorchen können, ich habe immer meinem eigenen

Willen leben dürfen, und daher bin ich nun ganz unfähig zu einer ernstern und schwereren Tätigkeit."

Es war, als schleudere sie jedes Wort sich selbst vor die Füße, ihren Stolz, ihre Eitelkeit, ihr Selbstbewußtsein. Sie kam sich all dessen entblößt vor, wie dies Zimmer von seinen Möbeln, mit seinen zerschliffenen Damasten und verblichenen Stellen. Nun war ihr alles gleichgültig. Sie lehnte sich erschöpft an die Wand und fuhr müde fort: „Nun ist ja auch Welt so öde und leer. Was werden Sie mit all den häßlichen, verwohnten Zimmern machen, wo wir alle Möbel fortgeholt haben?“ Der Schmerz um die schöne Heimat, die sie selber so verwüstet hatte, machte ihre Stimme zittern. Da sah er ihr fest in die Augen.

„Hier wird es werden, wie es war, dort mein Zimmer, hier der Salon meiner Frau.“ —

Entsetzt starrte sie ihn an.

„Ihrer Frau?“

Nun wurde auch er rot.

„Ja, meiner Frau; meinten Sie, ich würde allein in Welt leben?“

Ihr Blick glitt verzweifelt zum großen Familienporträt. Ihr war, als müsse sie es herunterreißen; eine Fremde sollte es nicht behalten. Es lag etwas verzweifelt Entschlossenes in ihrem Gesicht. Das Schlimmste war gekommen: eine Fremde in Welt, und sie eine Heimatlose.

„Wer ist sie denn?“ stieß sie heraus.

Da sah er ihr fest in die Augen.

„Du, Marie!“ — —

In dem Augenblick donnerte unten die steinerne Brücke; sein Wagen zur Bahn fuhr vor. Sie öffnete die Augen, als hätte sie nicht recht gehört. Ihre Hand tastete nach einem Stützpunkt. Seine Brust hob und senkte sich, der Atem ging stoßweise. Seine Augen hingen in höchster Spannung an ihren Zügen. Da schlug die Turmuhr ein halb zwölf. Er nahm ihre willenlose Hand und drückte sie ernst und fest. Aber die seelische Erregung ging über seine Kraft. Schnell wandte er sich um und verließ wortlos das Zimmer.

Und Marie stand allein. Sie lehnte sich an die Wand, ihr ganzer Körper bebte und zitterte. —

Draußen rollten die Räder, sie hörte Getrappel der Pferde und wandte mechanisch den Kopf. Da sah sie, wie der Wagen über die Brücke fuhr.

Heinrich Veldt blickte sich nicht um.

Sie versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Hatte er nun um ihre Hand angehalten? Er hatte nicht gefragt: liebst du mich, er hatte überhaupt nicht gefragt, und sie hatte gar nicht die Zeit gehabt, um zu antworten. Ihre Gedanken verwirrten sich. Da merkte sie, daß sie immer noch den abgerissenen schwarzen Bolant über dem Arm trug, und dachte: ‚Ich muß ihn annähen.‘ Sie schritt über den langen Flur zu ihrem Zimmer, aber als sie den Faden in der Hand hielt, wußte sie nicht mehr, was sie hatte tun wollen.

„Habe ich all das nur geträumt?‘ Sie fühlte sich ganz hilflos.

Sie lief an den Schreibtisch und schrieb ein Telegramm.

„Fürstin Freudenlohe, Wien. Heugasse.

Bitte komme sofort. Marie.“

Nun brauchte sie nicht mehr zu denken, Ria kam, die wußte sicher Rat.

Zwei Stunden darauf war die Antwort da.

„Wenn Anschluß an Orient-Express erreiche, bin ich morgen mittag dort.“

Ria ließ sie nicht im Stich, sie würde ihr helfen, sich zurechtfinden. Denn was sollte sie beginnen? Sie liebte doch den Prinzen, all ihre Gedanken galten ihm. Sie mochte ja Heinrich Woldt gern, sehr gern, sie vertraute ihm, sie achtete ihn. Aber ihn heiraten? Wieder kamen ihr Baron Dachsteins Worte in den Sinn: „Ich bin stolz, Heinrich Woldts Freund zu sein.“ Also sie konnte stolz sein, seine Frau zu werden.

Was sagte Ria? „Er fragt nicht, wenn er nimmt.“ Auch sie hatte er nicht gefragt; es schien ihm also selbstverständlich, daß sie einwilligte, seine Frau zu werden. — Womöglich sollte sie noch hocherfreut über die Ehre sein.

Der Gedanke reizte sie. ‚Er hatte eben die Gelegenheit ausgebeutet, wo ich hilf- und heimatlos war,‘ sagte sie sich, ‚aber ich brauche mich ja nicht beugen, ich kann immer noch Diakonissin werden.‘ Der Prinz und ihre Liebe zu ihm kamen ihr wieder in den Sinn. ‚Ich kann Heinrich nicht nehmen, ich muß, ich will Egon die Treue bewahren.‘

„Wenn nur Ria erst hier wäre!“

Gegen Mittag kam Ria an. Sie umarmte Marie erregt. „Na, was ist los, Bébé?“

Da fing die jüngste Welt an zu schluchzen. „Ach fürchtbar, Ria, fürchtbar! Heinrich hat um mich angehalten.“

Ria machte sich von ihr los. Angstvolle Spannung stand in ihren Zügen.

„Und du? Was hast du geantwortet?“

Marie schlug die Hände vor das Gesicht. „Er hat gar keine Antwort abgewartet, ich hatte überhaupt keine Zeit zu sprechen.“

„Gott sei Dank!“ Ria atmete erleichtert auf. „Nun erzähl mir einmal.“

Da berichtete Marie. Ria hörte aufmerksam zu, ab und zu ging ein amüsiertes Lächeln über ihr Gesicht.

„Nun, Bébé, was denkst du jetzt zu tun?“

„Ich weiß nicht,“ kam es verzweifelt zurück, „ich habe dir ja telegraphiert.“

Da lachte Ria. „Du hast das Gescheiteste getan, was du tun konntest. Mir ahnte so etwas, drum fuhr ich Hals über Kopf fort. Ich werde dir helfen, Bébé.“

„Ria, du weißt, daß ich einen andern liebe.“

„Ja, Marie, ich weiß es, aber du liebst eine Märchengestalt. Du liebst einen, den du nur wenig kennst, der dir als Ideal vorschwebt und doch keines ist. Wenn du die zwei Männer zusammen kennen gelernt hättest, wer weiß, welchem du den Vorzug gegeben hättest? Heinrich Weltt hatte Unglück: er kam als zweiter.“

Marie unterbrach sie. „Nia, hier ist kein Vergleich möglich, die beiden sind so verschieden wie Feuer und Wasser.“

„Du hast recht, Bébé, Feuer und Wasser. Der eine versengt, verbrennt und verzehrt, und der andre hat die ruhige Stabilität des Wassers. Aber wenn der Sturm kommt, kann auch dessen Seele in großen Wellen gehen, aber Wellen, die nicht herunterziehen, die tragen. Mit ihm läuft man keine Gefahr. Und jene starken Wellen tragen in einen sicheren Hafen.“

„O, Nia, du verstehst das nicht. Siehst du, ich erkenne ihn an, ich achte ihn, aber ich liebe ihn nicht. Mich von ihm küssen lassen! Nein, nein! Das wäre furchtbar!“

Nia sah zu Boden und entgegnete leise: „Es gibt Furchtbareres auf der Welt als das.“

Da schwieg Marie entwaffnet.

Marie dachte nach. Nein, er hatte nicht einmal ihre Hand geküßt; er verlangte nicht danach und nicht nach ihr, der schönen Marie Belbt. Ihr fiel die sterbende Ursula ein, die keine hohe Meinung von der Liebe gehabt hatte; vielleicht war die Achtung, die sie ihm entgegenbrachte, das Rechte. Aber sie quälte sich.

„Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, er muß es wissen, und er hat die Situation ausgenutzt.“

„Sehr klug von ihm,“ sagte Nia kühl, „in einem andern Augenblick hättest du ‚nein‘ gesagt.“

„Und muß ich jetzt ‚ja‘ sagen?“ kam es matt und zögernd von ihren Lippen.

„Allerdings! Den Grafen Belbt schlägt man nicht aus.“

„Aber Ria, ich liebe ihn nicht,“ klang es noch matter und zögernder.

„Und warum?“

„Aber du weißt es, ich liebe den andern.“

Ria sah ihr fest in die Augen. „Marie,“ begann sie mit fester Betonung, „es ist alles sehr schön und sehr treu von dir, aber bedenke, wenn er dich nun nicht mehr liebt?“

Da warf Marie den Kopf zurück und straffte das Genick. Ihre Züge wurden maßlos stolz.

„Ria, er kann mich nicht vergessen haben, das fühle ich. Ich habe die Wiener Komtessen und Erzherzoginnen gesehen: — halte mich für eingebildet, aber sage mir eine, die mich aussticht. Weißt du eine? — Du willst mir jetzt einreden, daß er mich vergessen hat, damit ich Heinrich Belbt heirate. Du bist sehr klug; aber ich falle nicht darauf herein. Wenn du mir eine nennst, die er liebt, heiß und zärtlich liebt, die er küßt und über alles hochhält, dann will ich es glauben, sonst nicht.“

Ria zögerte. Man merkte, daß sie etwas sagen wollte, aber sie schwieg.

„Nun, siehst du, alles war Erfindung, um mich zu verblüffen.“

„Marie, du mußt dir Karmachen, was du tust, wenn du Belbt ausschlägst. Du verwundest einen bedeutenden Mann, der dich von Herzen liebt. Du zerstörst vielleicht eines Menschen Leben, ohne irgend etwas dafür ein-

zutauschen. Du könntest geben, glücklich machen und bist geizig damit, und Glücklichmachen, Geben ist das Schönste für eine Frau. Sei vernünftig, Bébé, wie stehst du vor dir da, wenn du in einem Jahr die Verlobung des Prinzen liest? — Und kennst du seine Gedanken? Glaubst du, daß er will, daß du seinetwegen dein ganzes Leben vertrauerst? Er war gerade bei uns, als dein Telegramm kam, und erschrak, als ich den Inhalt vorlas. Ich sagte ihm meine Vermutung, er meinte: ‚Wenn ich nur nicht im Wege stehe, es ist vielleicht ihr Lebensglück.‘ Er erzählte mir, daß du ihm einmal eine Zeile zu lesen gegeben hättest: ‚It lies not in our power to love or hate, for love in us is overruled by fate!‘ Das Schicksal ist da, Marie. Er fühlte es auch, darum bat er mich: ‚Sagen Sie ihr, ich wünschte ihr alles Glück für ihr neues Leben!‘“

Marie saß da. Zerknirscht, ernüchtert. Sie hätte alles für Erfindung gehalten, aber den Vers konnte Ria sich nicht ausgedacht haben. Er bürgte für die Wahrheit ihrer Worte.

„Na, denn meinetwegen,“ stieß sie erbittert heraus, „meinetwegen!“

„Aberdings: deinetwegen,“ sagte Ria ruhig. „Was willst du nun tun? Du mußt ihm antworten.“

Marie zog die Stirne kraus. „Er schien ja seiner Sache so sicher zu sein, er wartet gar nicht auf eine Antwort.“

„Nun, weißt du, ich beneide Heinrich Beldt nicht. Er bietet dir den Platz an seinem Herzen an, er bittet dich, Herrin von Beldt zu werden, und du hast kein

Wort für ihn. Jetzt ist er seit vierundzwanzig Stunden in Berlin, denkt unentwegt deiner, wartet angstvoll und erhält keine Antwort. Weißt du ihm nichts zu schreiben? Hältst du die Liebe Heinrich Veldts so gering?"

Bei Marie schlug plötzlich die Stimmung um, sie fühlte, daß Heinrichs Liebe nicht gering sein konnte, daß sie stolz auf sie sein mußte. Stürmisch umhalsste sie Ria. „Du Gute, laß mich allein, ich werde schon ein paar Worte finden.“

Aber der Brief wurde ihr doch unsagbar schwer. Der weiße Bogen grinste sie höhnisch an. Hier sollte sie ihr Leben entscheiden. Das Schicksal siegte, nicht sie. Wieder und wieder tauchte sie die Feder ein. Was sollte sie schreiben, wie ihn anreden? Sie wußte es nicht; so machte sie quer über den Bogen einen Strich und setzte mit großen, ein wenig krausen Buchstaben darunter:

„Ich erwarte Dich. Deine Braut.“

Am nächsten Mittag kam sein Telegramm: „Bin Sonntag sieben Uhr früh in Veldt.“

Marie sah Ria an. „Jetzt ist nichts mehr daran zu ändern! Ria, um sieben Uhr in der Früh! Und mit ist Frühaufstehen schon an und für sich gräßlich, ich fühle mich dann so flau, Ria, laß mich keine Sekunde allein, damit er mich nicht küßt.“ —

Eine schreckliche Nacht kam. Schluchzend lag sie in den Kissen und nahm Abschied von Egon. Sie sah ihn vor sich, strahlend mit dem Siegerblick, wie er, Mädele sagte, wie er mit den Augen bat . . . Und sie war Heinrich Veldts Braut!

Um sechs Uhr früh stand sie blaß und gefaßt auf. Sie wurde hart. Mochte jetzt kommen, was da wollte.

Im Herrenzimmer traf sie Ria. „Mir ist ganz übel zumute, als revoltierte mein Magen. Ich kann nicht schlucken vor Nervosität.“

Ria sah sie traurig an. „Kind, Heinrich Belbt tut mir mehr leid als du. Er kommt zu seiner Braut, und die ist verkatert.“

„Ich kann nichts dafür. Ich mag ihn so gern als meinen Vetter, aber mehr, mehr — Siehst du, Ria, ich weiß, wie sehr ich lieben kann, und schäme mich, ihm nur Achtung und ein winzig bißchen Liebe entgegen zu bringen. — Sag mir, wenn er fragt, muß ich ihm alles sagen? Es wird ihn furchtbar verwunden.“

Ria strich ihr beruhigend über das braune, wirre Haar, aber ihr Blick war angstvoll. „Sag nichts, wenn er dich nicht fragt.“

„Wie du meinst; nur komme ich mir dann so unehrlich vor. Ich bleibe in meinem Zimmer, schicke ihn mir, Ria.“

⊕

⊕

⊕

Die Älteste empfing den Grafen Belbt mit inniger Herzlichkeit, ja beinahe weich.

„Ich werde mich erst umziehen und waschen,“ sagte er hastig, „dann gehe ich zu ihr.“

„Wollen Sie nicht frühstücken?“

Da lächelte er nur, und Ria sah, daß der große Mann zitterte. Er tat ihr unsäglich leid. Wenn nur die Kleine nicht so kalt sein wollte! —

Marie fieberte. Er war nun eine halbe Stunde im Haus und kam nicht herauf, wie lange sollte die Spannung noch dauern. Ihr war elend zumute. Da knarrten Schritte über den Flur, er klopfte an.

„Herein,“ brachte sie mühsam hervor.

Er ging auf sie zu, faßte ihre Hand und sah sie dankbar lächelnd an. Seine Stimme klang verschleiert: „Ich danke dir für deinen Brief.“

Dann setzte er sich in einen großen Lehnstuhl; der große, starke Mann konnte nicht mehr stehen. Zwei Tage hatte er in Berlin zu arbeiten gehabt, die Nächte war er in Unrast und Angst auf und ab und auf und ab gegangen. Bis ihr Brief gekommen. Und nun war er in Beldt. Da verließen ihn die Kräfte; er saß völlig erschöpft da und sah sie nur an.

„Das waren zwei böse Tage, Kleine,“ sagte er, und mit einem Male reute sie die Kürze ihres Briefes.

„Du siehst auch blaß aus, hast wohl nicht viel schlafen können?“

Seine Stimme war ganz schwach, sein Gesicht leichenblaß. Er sah sich suchend um. „Hast du hier etwas Wasser?“ murmelte er.

Marie kannte den Blick. Mit einem Satz war sie im Schlafzimmer und kam mit Eau de Cologne wieder, goß es in die hohle Hand und wischte ihm über Stirn und Schläfe.

„Mach die Augen zu, daß es dir nicht hineinläuft.“

Er gehorchte. Sie ließ ihn riechen. Er öffnete wieder die Augen und blickte sie unentwegt an.

„Ist dir besser?“ fragte sie und beugte sich über ihn. Er nickte nur, das Blut kam wieder in sein Gesicht zurück.

„Du weißt nicht, wie die letzten Tage waren, bis dein Brief kam,“ flüsterte er. „Wenn man wartet, wartet und kaum zu hoffen wagt. . . . Ich hatte dich erschreckt, Kleine, ich weiß, ich wollte es ja noch lange nicht sagen, aber da war es so selbstverständlich, als du fragtest: ‚Wer ist sie?‘ Mich steifen, alten Jungen, der dir eigentlich nie den Hof gemacht hat, solltest du nehmen, solltest du mögen! . . . Mich langen Dürrländer mit der großen Nase!“

Er lachte leise, wie jemand, der aus großer Gefahr errettet ist.

„Du weißt nicht, was für Tage das waren, wo ich mir am liebsten die Zunge herausgerissen hätte, dafür, daß ich es schon gesagt hatte; daß ich mir womöglich mein Glück verscherzt hatte, weil ich den Mund nicht halten konnte. Und du warst so erschreckt, Kleine. Brauchst aber keine Angst vor mir zu haben, ich bin nicht so gräßlich, wie ich aussehe.“

Marie war tief beschämt; leise setzte sie sich auf die Stuhllehne und reichte ihm ihre Hände. Er drückte sie leise, ohne den glücklichen Blick von ihr zu wenden.

„Nun siehst du, jetzt fängt der Samariterkurfus schon an,“ neckte er, ganz wenig lächelnd. „Weiß Gott, ich bin in meinem Leben nicht ohnmächtig geworden, aber heute war ich's um ein Haar.“

Bart und zaghaft strich sie ihm über das Haupt.

Sie sah, wie ihm aus Freude darüber das Blut ins Gesicht schoß, und sie wäre keine Frau gewesen, wenn dies sie nicht entzückt hätte. Geben, geben können, nicht die Nehmende sein! Es war eine lange, heimliche Pause zwischen ihnen, ihre Herzen waren zu voll zum Sprechen. Endlich fragte er: „Sag, Kleine, seit wann ist Ria hier?“

„Seit vorgestern,“ kam es matt heraus.

Er ließ ihre Hand los. „Kam sie zufällig?“

Marie schlug die Augen nieder. „Ich telegraphierte ihr.“

Mit einem Ruck stand er auf und ging an das Fenster. „Bin ich Ria mein Glück schuldig?“ fragte er fast unhörbar.

Marie fühlte sich klein und schuldbewußt; wie weh hatte sie ihm getan! ‚Sei lieb zu ihm,‘ hörte sie die innere Stimme, ‚denn er hat dich sehr lieb!‘

„Heinrich!“ sagte sie sanft.

Ihm tat das Wort aus ihrem Munde unsagbar wohl, er machte eine Bewegung auf sie zu.

„Heinrich, verzeih mir, wenn ich nicht sofort antwortete, ich mußte mir erst über mich selbst klar werden und . . . — nun erst weiß ich in diesem Augenblick, daß ich froh und stolz bin, deine Braut zu sein. . .“ Sie sah in die unergründlichen Augen . . . „Nur ich fürchte eins, Heinrich: ich bin deiner nicht wert, und ich werde dich enttäuschen; es ist nichts an mir dran.“

Heinrich Beldt atmete auf. „Marie, fürchtest du dich auch nicht mehr vor mir?“

Ein stolzes Leuchten flog über ihr Gesicht, ganz dicht trat sie an ihn heran und legte die Hände auf seine Schultern. „Nein, jetzt fühle ich mich wohl und sicher geborgen bei dir . . . Heinrich, ich bitte dich: habe nur Geduld mit mir, ich bin ein schreckliches Geschöpf und bin deiner so unwert . . .“

Leise legte er den Arm um ihren Hals und blickte sie tief und innig an.

„Du kannst dich auf mich verlassen.“

Da lehnte sie den Kopf an seine Schulter, sie fühlte, daß er zitterte. Er tat ihr leid. Sie wollte um jeden Preis die Verzögerung des Briefes gutmachen, und hob die Augen zu ihm auf.

In seinen Augen standen Tränen.

„Ich bin so glücklich,“ murmelte er. Da hob sie ihr Antlitz und hielt ihm ihren Mund hin. Ein Glänzen kam über sein Gesicht.

„Darf ich, Marie?“

Sie nickte strahlend: geben, geben können. Und Heinrich Woldt küßte seine Braut auf die Lippen.

⊕

⊕

⊕

Hand in Hand gingen sie zum Frühstück in den Eßsaal. Mia erwartete sie dort. Sie sah sehr angegriffen aus. Nervös erhob sie den Kopf; da sprang Marie lachend auf sie zu: „Sieh nicht so traurig aus, heut ist ein Freudentag!“

Mia sah den Bräutigam, und langsam fielen zwei große Tränen aus ihren Augen.

„Gott segne euch, Kinder, Gott segne euch.“

Dann setzten sich die drei vor den Kamin im Herrenzimmer. Marie steckte ihm ein Kissen in den Rücken und schob ihm seine Fußbank hin.

„Du sollst es bequem haben, Heinrich!“

Er wollte sich sträuben, aber Ria drückte ihn sanft in den Stuhl. „Laß sie nur,“ sagten ihre klugen Augen.

Ganz still sitzt er zwischen den Schwestern. Ria erzählt aus der Kinderzeit. Das flackernde Feuer läßt Gestalten von einstmals vor ihr erstehen: Die Mutter, den Vater und die sechs Mädels, die durch Haus und Park tollten. Welt, Welt von einst! Ihre schöne Jugendzeit lebt in ihren Worten auf. Es ist, als spreche sie im Traum. Sie hat eine sanfte Art zu sprechen, die ihrem Gesicht einen wunderbar innigen Reiz gibt, erhaben über alle Kleinigkeiten und doch voll Einzelheiten, lieben, kleinen Zügen der Menschen. So zeichnete sie das Bild ihrer Heimat.

Heinrich Welt wurde warm ums Herz. So hatte es also hier ausgesehen, so sollte es wieder werden. Und als Marie ihre kühle Hand in die seine legte, empfand er, daß auch sie an die Zukunft dachte. Es soll werden wie einst! Er bewegte kaum die Lippen, als er flüsterte: „Marie!“ Doch im Klang seiner Stimme lag ein tausendfacher Dank.

Nach dem Essen befahl Marie, daß er sich auf die Chaiselongue legte. „Aber das geht doch nicht,“ meinte er.

Sie sah ihn voll an. „Warum nicht, du wirst doch keine Rücksicht auf mich nehmen wie auf eine Fremde.“

Da gehorchte er, seine Braut holte eine Decke, um sie über ihn auszubreiten. Plötzlich lachte sie auf: „Heinrich, bist du lang! Deine Füße hängen ja drüber 'raus.“

Schnell schob sie einen Stuhl an das Sofaende, wickelte seine Kniee ein und klopfte ihm auf die Wade: „Langer! Lieber Langer!“

Sein Widerstand war nur noch matt. Marie machte alles mit solch frauenhafter Selbstverständlichkeit, daß er es mit süßem Behagen über sich ergehen ließ.

„Mach die Augen zu,“ befahl sie. Wieder gehorchte er. Und verschönend blieb das Lächeln auf seinen harten Zügen stehen. Seine Hand suchte und fand die ihre; so blieben sie still eine ganze Weile. Das Lächeln des Glücks blieb auf seinen Zügen.

Wie ein kleines Kind, das sich nachts fürchtet, dachte Marie. Wie oft hatte sie so Hand in Hand neben der Mutter gelegen, wenn die Nacht für ihr furchtames Kindergemüt zu dunkel war. Wunderbar strömte es ihr ins Herz; das Bewußtsein wohlzutun machte sie unbeschreiblich glücklich. Sie sah den Schlafenden an. Er war groß und sah vornehm aus. Das harte Gesicht mit der Ablernnase sprach von alter Rasse. Sie mochte seine großen Füße und langen, mageren Hände, die so fest anzupacken mußten. Ganz objektiv urteilte sie. Ein Mann, der für Frauen anziehend und interessant war, vor dessen starkem Willen man sich beugen mußte. Sie würde seine Frau werden, sich geborgen fühlen, ihm dankbar sein, nur, nur ... es wäre ihr ebenso lieb, wenn er ihr Bruder wäre.

Mia sah lächelnd auf die beiden, auf das schöne Bild stillen Glückes, aber ihre Augen waren sehr traurig.

⊕ ⊕ ⊕  
 Vor dem Abschied stand das Brautpaar in Maries hübschem Salon. Er nahm ihre Hand.

„Lebe wohl, Kleine, wir sehen uns lange nicht, ich fürchte sonst durchs Examen zu fallen, wenn ich weiter so verwöhnt werde wie heute, und das will ich nicht. . . Fürchtest du dich noch vor mir langem Kerl?“

Er schien keinen Fuß zu beanspruchen, er bat auch nicht mit den Augen. Sie aber stellte sich auf die Fußspitzen, legte die Hände auf seine Schultern und hob das Gesicht ihm entgegen. Eine Blutwelle schoß ihm ins Antlitz: „Nicht aus Mitleid, Marie, mach mich nicht schwach — mach mich nicht schwach, daß ich dein Mitleid annehme. Ich will lieber warten, als mich dafür verachtet wissen.“

Sie sah, daß er zitterte und erblaßte. Das war der Beldtsche Stolz, der kein Mitleid vertragen konnte.

Sehr ernst sah sie ihn an. „Es ist nicht Mitleid, Heinrich,“ sagte sie fast unhörbar.

„Ich danke dir, Marie, ich danke dir,“ sagte er, und wieder klangen die Worte aus der Tiefe seiner Seele heraus, „aber ich will nicht ein klein Wenig, keine Brosamen. . . Ich habe in meinem Leben warten gelernt. Lebe wohl, Kleine, lebe wohl. Bleib hier, komm nicht herunter, mach mich nicht schwach . . .“

Er küßte ihre Hand mit zarter Dankbarkeit und eilte dann schnell die Treppen hinab.

Als er sich über Rias Hand beugte, nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf die Stirn. Ihre Stimme brach, als sie ein „Gott segne dich“ flüsterte:

⊕

⊕

⊕

Kurze Zeit später reiste Marie zu Bärensteins. Dort war alles heiter, gemütlich und zufrieden. Ihr Schwager neckte sie, die Neffen vergötterten die Tante. Es war unmöglich, in dem heiteren, gesunden Familienkreise unglücklichen Ideen nachzuhängen.

Alle betrachteten die Heirat als großes Glück für Marie und beurteilten den Better als netten, guten Mann. Sie fühlte, daß sie alle nur eins freudig empfanden: Jetzt ist unser Bébé auch versorgt. In Cessys Glückwunschbrief war vielleicht noch ein Unterton da: und Beldt bleibt uns erhalten.

Täglich trafen von Heinrich kurze, oft ganz schelmische Briefe ein. Er sprach zu Marie ernst von seiner Tätigkeit und von ihrer Zukunft, von Beldt. Nie schrieb er von seiner Liebe, nur hin und wieder fand sie ein warm und innig gewähltes Wort, das sie dann hoch erfreute.

Zweimal kam er während der Brautzeit zu Bärensteins, müde und abgearbeitet, aber er ließ sich nicht verwöhnen. Marie wagte nicht recht, ihm eine Bärtlichkeit anzutun, und er bat um keinen Kuß. Nur seine Augen suchten die ihren, und es lag eine stumme Frage darin. Hand in Hand gingen sie spazieren, und immer wieder, wenn ihre Hand in der seinen lag, fühlte sie die große Ruhe und Sicherheit, die von ihm ausging.

An dem letzten Tage, den er bei Bärensteins verlebte, kam ein Telegramm aus Züllichau: ‚Eine gesunde Tochter, Mutter und Kind wohl.‘ Da schrienen Marie und Abda wie aus einem Munde: „Ein Mädchel! Das ist unerhört! Cessy sollte sich schämen. Die Tradition ist gebrochen! Wie konnte sie nur!“ Die beiden Herren lachten. Die Enttäuschung der Schwestern war zu komisch.



Nachdem Heinrich das Examen bestanden hatte, wurde der Hochzeitstag auf den 30. August festgesetzt. Karl Anton bot ihnen an, ob sie in den Donauauen eines seiner Jagdhäuser beziehen wollten; gleichzeitig gab er dem Schwager und Better Schußerlaubnis bis zu sieben Hirschen. Marie jubelte; das war wirklich reizend von Freudenlohe. Sie wußte nicht, daß Ria ihren Mann gebeten hatte, daß jede dieser Bitten sie einen schweren, inneren Kampf gekostet hatte. — Aber die Brunst begann nicht vor dem 14. September, so lange wollte das junge Paar nach Belbt gehen. Dort räumte Ria. Sie hatte unbeschränkte Machtbefugnis erhalten. Das junge Paar überließ alles dem berühmten Geschmack der Fürstin Freudenlohe.

Die Hochzeit wurde im engsten Familienkreise gefeiert. Selbst Cessy und Dete fehlten.

Heinrich überreichte Marie am Hochzeitmorgen die Belbtschen Majoratsdiamanten, die ihre Mutter fünf- unddreißig Jahre getragen hatte. Die Schwestern standen um sie herum, und es ward ihnen wehmütig-

feierlich zumute. ‚Mutters Bébé‘ würde die Steine nun wieder tragen, ‚Mutters Jüngste‘.

Nach dem Diner sollte das Brautpaar mit dem Automobil nach Belbt fahren, das in vier Stunden zu erreichen war. Da war kein heimliches Abschiednehmen. Alle Schwestern umarmten gerührt Marie, die Schwäger schüttelten ihr die Hand. Alle waren überzeugt, daß die Jüngste ihrem Glück entgegenfuhr.

Nur Ria sah ihr angstvoll nach. Marie hatte ihnen zugelächelt, als sie in den Wagen stieg, aber Ria war zugegen gewesen, als sie ihr Brautkleid mit dem Reisekleid vertauschte. Da hatte die junge Frau verzweifelt geschluchzt: „Ria, es ist mir unmöglich gewesen, ihn zu vergessen . . . mir graut, mir graut . . .“

Und nun saß sie neben ihrem Mann. Er hatte sie nie wieder geküßt, seit dem einen Male — er wartete. Jetzt brauchte er weder zu fragen noch zu bitten; jetzt konnte er nehmen. Marie drückte sich tief in die Ecke des Autos hinein. Er sah die Felder an und machte eine Bemerkung über die Bestellung, überlegt und sachlich, als ob er mit seinem Inspektor über die Fluren von Belbt ritte.

Marie war enttäuscht. Nicht einmal sah er sie an, es war fast, als reisten sie wie zwei Freunde zusammen. Ihr fiel ein, daß er sie noch nicht gefragt hatte: ‚Hast du mich lieb?‘ — Der Gedanke schmerzte sie nun tief. Und wenn er fragte, was sollte sie ihm antworten? Belügen konnte sie ihn nicht, sie konnte nicht ‚ja‘ sagen. Und Heinrich Belbt mit einem ‚Ich habe dich sehr gern!‘ abspeisen?

Plötzlich wandte er sich zu ihr. „Wir kommen an Badenhausen vorüber, Marie. Würde es dir unangenehm sein, Onkel heute zu sehen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, gar nicht, Heinrich.“

Er nahm das Sprachrohr und gab dem Chauffeur eine kurze Weisung. Dann war es wieder still zwischen ihnen, und die Stille machte Marie nervös. Die Straßen waren fast leer, ab und zu überholte das Auto einen Bauernwagen, der auf den langen Ruf der Huppe zur Seite gefahren war und nun, wie angsterfüllt, an die Chausseebäume gedrückt stand. Die Pferde bäumten sich, wenn sie an ihnen vorüberrasteten.

Maries Gedanken gingen immer noch in demselben Kreislauf: „Was sollst du antworten, wenn er dich fragt: Hast du mich lieb?‘ Schließlich klammerte sie sich an den Hoffnungsanker fest: er wird nicht fragen.“

Sein Schweigen schmerzte sie; sie sah, daß auch er grübelte, indem er auf die Ader hinausstarrte. Darraffte sie sich zusammen; nur sprechen, gleichgültig was.

„Sag mir, Heinrich,“ begann sie, „Onkel ist doch dein einziger naher Verwandter. Warum kam er nicht zu unsrer Hochzeit?“

Heinrich Belbt nahm ihre Hand: „Es ist mir lieb, Marie, daß du davon anfängst. Ich hätte es dir doch erzählen müssen, und jetzt, wo du meine Frau bist, sollst du es wissen. Du kennst ja den alten Familienzwist, Marie. Onkel hat einst die Schwester deines Vaters geliebt. Als man es merkte, verlangte man von ihm, daß er eine Reise um die Welt machte; er

wurde von der Familie dazu gezwungen — in der Zeit wurde deine Tante in ein Irrenhaus gebracht.“

Marie nickte. „Tante Bertas Schicksal kenne ich,“ sagte sie leise.

„Als er zurückkam, erfuhr er es, und da hat es schlimme Worte zwischen ihm und deinem Vater gegeben, so schlimme, daß keine Versöhnung mehr möglich war, ein unüberbrückbarer Riß. Und von dem Tage an war er ein gebrochener Mann. Er hat Badenhausen nie mehr verlassen und ist dort allmählich ein Sonderling geworden. Aber ich liebe und verehere ihn doch.“

Marie nahm die Hand ihres Gatten, als suche sie Schutz. Ihr war eigen zumute. Heute sollte sie nun den Mann kennen lernen, von dem Tante Berta das Glück erhofft hatte und durch den sie ins Unglück gestürzt worden war, in die harte Verbannung des Irrenhauses, in dem sie dann ihr trauriges Ende fand. Sie mußte an das kleine Bild der Tante denken, das in der Favorite auf ihrem Schreibtisch gestanden hatte und das sich Egon so interessiert angesehen hatte. Nun wanderten ihre Gedanken zu dem Prinzen zurück. Sie spielte mit der Frage, was wohl aus ihnen hätte werden können. Sie vergaß einige Augenblicke ganz, daß sie neben Heinrich Woldt fuhr, dem sie heute angetraut war. Bis sie plötzlich erwachte, wie aus einem Traum. Und da schämte sich Marie.

Das Auto bog durch das Badenhausener Tor. Sie stiegen aus. Heinrich und der Diener gingen, den alten Herrn zu suchen.

Marie nahm die Mütze ab und schlang den lichten Schleier lose über ihren Kopf. Auf einer altmodischen Bank setzte sie sich nieder und besah das Herrenhaus mit dem breiten Giebel, an dem das Wappen mit dem gelben Stern in der Abendsonne leuchtete. Dies also würde Heinrich auch erben. Da hörte sie Schritte. Ein alter Herr kam langsam den dichten Buchengang herauf auf sie zu. Sie erhob sich ein wenig befangen. Nun würde sie sich dem Onkel selbst vorstellen müssen. Er sah zur Erde und schien den Besuch noch nicht bemerkt zu haben. Plötzlich erblickte er sie und blieb wie angewurzelt stehen. Beide Hände warf er in fassungslosem Schreck in die Luft: „Berta, Berta!“

Marie sah, wie er wankte, wie die Überraschung ihn überwältigte; eilend lief sie zu ihm und legte ihre Arme um seine Schultern, um ihn zu stützen. „Lieber Onkel,“ rief sie, „erschrecken Sie nicht. Ich bin Marie Beldt.“ —

Da kam auch Heinrich schon gegangen. In mächtigen Säßen sprang er zu den beiden.

„Onkel, Onkel, ich bin es, das ist ja meine Frau.“

Aber der alte Herr schien ganz aus der Fassung gebracht zu sein. Er betrachtete Marie entsetzt und murmelte unzusammenhängende Worte. Da winkte ihr Heinrich, fortzugehen, und führte den Alten ins Haus.

Nach einer Weile kam er, sie zu holen.

„Komm jetzt, er hat sich beruhigt. Warum sagtest du mir nicht, daß du ihr so ähnlich siehst?“

„Ich dachte nicht daran, Heinrich!“

Der Onkel streckte ihr die Hände entgegen: „Mein liebes Kind, verzeih einem alten Einsiedler den Schreck, ein weibliches Wesen in seiner Klause zu sehen! Komm her und laß dich anschauen.“

Und rührend war es zu sehen, wie er Marie betrachtete. Mit liebevollen, zärtlichen Blicken besah er das Haar, die Gestalt, die Hände. Sie merkten wohl, es war nicht Marie, die er sah, es war seine alte Liebe in neuer Gestalt. Er konnte sich gar nicht von ihrem Gesicht losreißen.

Heinrich erhob sich endlich. „Nun, Onkel, wirst du uns in Welsdt besuchen! Ich lade dich als meinen ersten Gast ein.“

„Ich komme, ja, ich komme, mein lieber, lieber Junge,“ und dann zu Marie: „Darf ich dich küssen, Marie? Du erlaubst es wohl, Heinrich? Gib von deinem Überfluß dem alten Onkel etwas ab.“

Er nahm Mariens Kopf in seine Hände und küßte sie sanft auf die Stirn. Lange stand er und sah ihnen nach.

In beiden zitterte das rührende Ereignis nach. Aber Marie hörte nur ein Wort: ‚Überfluß‘. Nein, Heinrich war arm, er bat nicht, er nahm auch nicht. Da schmiegte sie sich leise an ihren Gatten an.

„Soll Onkel der einzige sein, der mich an meinem Hochzeitstage küßt?“

Und Heinrich Welsdt war auch nur ein Mensch.

⊕

⊕

⊕

Sie wanderten zusammen durch die erleuchteten Zimmer. Über Heinrichs Gesicht lag das Lächeln, das

seine Züge so seltsam verschönte. „Jetzt sind wir zu Hause, Marie!“

„Ja, Heinrich, in Welsdt.“

„Dein Welsdt, Marie, du hast es mir geschenkt. Durch dich wird es erst mein.“

Dankbar sah sie ihn an, denn im Ton seiner Stimme lag so unendlich viel Liebe. Wie am Verlobungstage stellte sie sich vor ihn, legte ihre Arme um seinen Nacken, hob den Kopf und bot ihm ihre Lippen.

Und Heinrich Welsdt küßte sie lange und liebevoll. Sie standen unter dem großen Familienbild.

„Weißt du, daß es uns zusammengeführt hat?“ fragte sie. „Und nun sieht Mutter auf uns herab, auf ihre letzte Tochter, ihr Bébé, das in Welsdt bleibt, an ihrer Stelle.“

Marie räumte gleich am nächsten Tag die Gegenstände ihres Mädchenschreibtisches in den Salon um. Heinrich kam dazu. Da stand der kristallene Aschenbecher des Prinzen. Er nahm ihn in die Hand, betrachtete das kostbare Kunstwerk und fragte: „Was ist denn das? . . .“

„Eine gewonnene Wette,“ sagte Marie hastig.

„Von wem hast du das hübsche Ding denn?“

Blickschnell schoß es ihr durch den Kopf: heut sind wir einen Tag verheiratet, soll ich ihm alles erzählen? Soll ich ihm beichten? Aber sie konnte sich nicht überwinden.

„Von Karl Anton,“ sagte sie, gleichmütig in ihren Sachen räumend.

Er hielt den Aschenbecher noch einen Augenblick in der Hand, stellte ihn dann auf den Tisch und verließ das Zimmer. Marie war blutrot. Sie hatte gelogen, aber nur aus Schonung für ihn. Ob er ihre Unehrlichkeit fühlte? Nein, unmöglich.

Aber seltsam. Beim Essen war er einsilbig, ging dann auf die Felder, ohne sie aufzufordern, mitzukommen. Sie sah ihn den ganzen langen Nachmittag nicht. Abends saß er müde da, erklärte, daß er Kopfschmerz habe, und ging mit einem freundlichen „Gutenacht“ in sein Zimmer.

Auch die nächsten Tage blieb er kühl. Es wurde genau wie früher. Er arbeitete tagsüber, des Abends saßen sie zusammen und plauderten, er war wieder ihr Better. Nur daß sein Benehmen Marie jetzt beschämte. Sie hatte es sich ja so gewünscht, sie hatte ihn ja nicht gern geheiratet, aber nun war sie doch seine Frau. Von Tag zu Tag verblaßte das Bild des Prinzen mehr vor ihrer Seele. Heinrich war jetzt das Licht, das ihr Inneres erleuchtete. Und dieses Licht entzog sich ihr. Sie lebte wie im Schatten. Der Stolz und Troß der Welt regten sich in ihr. Sie fing an, sich über das Benehmen ihres Gatten zu ärgern. Es nahm ihr die natürliche Lebhaftigkeit. Sie sprach gezwungen mit ihm. Schließlich steigerte sich ihre Enttäuschung zur Wut.

Es war ihr wie eine Erlösung, als Ria schrieb, daß die Hirschbrunst begonnen und daß sie nun das Häuschen im Donautale beziehen könnten. Sie hoffte, daß Heinrichs Wesen sich fern von Welt ändern würde,

daß er in der arbeitslosen Zeit in der Jagdhütte sie wiederfinden würde.

Heinrich war sofort bereit, zu reisen. Am späten Nachmittag kamen sie in Wien an. Seine Stimmung hatte sich etwas gehoben, und als sie sich im Hotelzimmer säuberten, fragte er, ob sie noch Lust hätte, in die Oper zu gehen.

„Du hast deine geliebte Musik so lange entbehren müssen, Marie, aber wird es dich nicht zu sehr angreifen? Wir müssen morgen wieder früh 'raus, kurz nach sieben geht unser Zug.“

„Laß uns ruhig fahren, es zerstreut uns beide nach der Einsamkeit in Beldt.“

Er sah sie eine Weile bedeutungsvoll und scharf an. „Ja, Kleine, es war sehr einsam!“

Da erblaßte Marie.

Man gab Puccinis ‚Bohème‘, und die prickelnde Musik lockte sie. Er bekam noch Logenplätze, einen Border- und einen Rücksiß neben der Loge des Jockeyklubs. Ein andres Ehepaar saß dicht neben ihnen.

In der Mitte des ersten Aktes öffnete sich die Nebentür. Marie sah sich um. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht: dicht, auf Armeslänge, stand Egon vor ihr. Er setzte sich auf einen Rückplatz, nur eine dünne Wand trennte ihn von Heinrich Beldt.

Keinen Blick ließ er von Marie. Sie sah ihn verzweifelt traurig an, aber ihr Mann durfte nichts merken, so sah sie nach der Bühne. Dort bewegten sie sich und sangen. . . . Aber sie fühlte hinter sich zwei Augen, die

sie verzehrten . . . der zwingende Blick — er zwang sie auch jetzt wieder. Sie wollte sich Heinrich zuwenden, bei ihm Schutz und Hilfe suchen, aber ihr fehlte der Mut; seine Kälte hatte ihr jedes Vertrauen geraubt. Die große Sehnsucht nach Liebe zitterte in ihr. „Egon, Egon!!“

Der Vorhang fiel, es wurde Licht. Heinrich erhob sich. „Willst du mit ins Foyer kommen?“

Sie schüttelte nur den Kopf. So ging er allein.

Da wandte Marie dem Prinzen ihr Gesicht zu. In ihrem Blick lag ihr ganzes Sehnen.

„Marie,“ flüsterte er.

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur an. Die kurzen Tage voller Liebe, Glück und Schmerz, die sie in der Favorite verlebt, zogen blitzartig an ihr vorüber. Ihre Seele rief: „Egon, Egon!“, aber der Mund konnte nicht sprechen.

Heinrich trat wieder ein und blieb die ganze Zeit über bei ihr. Die Oper wurde wunderbar gegeben, aber Marie sah nichts von den Vorgängen auf der Bühne. Sie fühlte nur die Blicke des Prinzen, hörte seinen Atem.

Der Prinz hatte sich schon vor dem Schluß erhoben und war hinausgegangen.

Als sie im Foyer saßen, sah Marie einen weißen Mantel die Straße kreuzen; da hätte sie fast laut aufgeschrien. Sie fuhren zum Hotel. Heinrich war wieder wortkarg. Mit dem üblichen liebevollen ‚Gutenacht‘ küßte er ihr zum Abschied die Hand. Dann war Marie

allein in ihrem Zimmer. Sie fieberte, ihre Stirn glühte. Sie rieb sich die Schläfen mit Eau de Cologne. Dann setzte sie sich auf den Bettrand und stützte den Kopf schwer in ihre Hände.

War es denn möglich, sie hatte Egon gesehen, neben ihm gesessen, so dicht, daß sie ihn mit den Händen hätte greifen können. Sie hatte in seine lieben, bittenden Augen geblickt, die noch ebenso hell glänzten, wie damals in der Favorite, wo ihre Lippen aufeinander geruht hatten. Ihre Seele kämpfte. Nein, sie durfte nicht die Frau des Mannes bleiben, den sie nicht liebte, es wäre eine gräßliche Lüge gewesen. Er machte sich ja auch nichts aus ihr. Wirr kamen und gingen die Gedanken. Sie faßte Pläne über Scheidung und Trennung, sie wollte fliehen, Heinrich alles beichten. Aber sie konnte keinen klaren Entschluß fassen. Gegen Morgen schlief sie erschöpft ein. Um sechs Uhr wurde geklopft. Sie fuhr erschrocken empor: „Was ist's?“

„Zeit aufzustehen, Kleine. Der Zug geht um sieben-einhalb Uhr.“

Als sie seine Stimme hörte, war ihre Willenskraft gebrochen. Heinrich Beldt war nicht der Mann, der mit sich spielen ließ. Sie zog sich mechanisch an, saß mechanisch in der Bahn. Sie empfand wieder: Jeder Kilometer trägt mich von ihm fort. Sie sprach kein Wort, sie hätte am liebsten geschrien, aber sie fühlte die starke Hand des Schicksals, das sie besiegt hatte.

Nach einer Stunde mußten sie aussteigen. Sie sah alles wie im Traum. Eine Strecke ging es im Wagen

über Land. Dann sah sie sich plötzlich in der Jagdhütte, untätig, von ihren Gedanken gepeinigt.

Sie sprach kaum mit ihrem Mann, aber sie merkte, daß er sie forschend betrachtete. Da empfand sie ihn als Feind. Aber was sollte sie tun? Sie dachte daran, Ria zu Hilfe zu rufen, aber sie verwarf den Plan wieder und faßte irgendeinen andern, um ihn wieder zu verwerfen. So wurde ihr das Leben zur Qual.

Eines Tages erklärte er, erst gegen Abend heimkehren zu können. Sie nickte stumm mit dem Kopfe. An der Tür blieb er stehen, unschlüssig, als ob er etwas sagen sollte.

Marie sah, daß er mit sich kämpfte, daß er sie bitten wollte, mitzugehen. Aber sie war hart geworden. Abweisend saß sie da, und ihr kam der Gedanke: ‚Dein Entschluß entscheidet dein Schicksal. — Sprichst du mit mir, bittest du mich um Entschuldigung für dein seltsames Benehmen als Ehemann, dann soll es gut sein, ich bleibe bei dir; aber wenn du zögerst, so hast du mich jetzt zum letztenmal gesehen.‘ — Da wandte er sich um und schritt hinaus.

Sie warf ein paar Worte auf ein Blatt Papier: ‚Ich fahre nach Wien zu Ria; wann ich wiederkomme, weiß ich noch nicht.‘ Hastig zog sie sich an und ging die dreiviertel Stunde zur Station. Mit jedem Schritt wurde ihr Blut toller aufgepeitscht: ‚Fort, fort,‘ rief es in ihr.

Ria! Ria! Wie gut, daß sie die kluge, ruhige Schwester hatte. Zu ihr wollte sie gehen. Jrgend-

eine leise Stimme in ihr warnte, mahnte. Sie wollte die Mahnerin nicht hören, und doch sagte die Stimme deutlich: „Du tust unrecht, du darfst nicht, du kommst auch nicht los.“

Die Fahrt verging ihr wie im Fluge. In ihr wurde eines lauter und lauter, übertönte schließlich alles: „Du wirst Egon heute noch sehen!“

Der Fiaker hielt vor dem Palais. Der Portier öffnete.

„Durchlaucht sollen ausgegangen sein, sagte mir die Kammerfrau.“

„Dann warte ich!“

Sie schritt rastlos in dem großen Salon auf und ab. Alles war darin schön, kostbar und geschmackvoll. Sie sah es wohl, aber ihre Gedanken weilten wo anders.

Wien! Vielleicht, wenn sie zum Fenster hinaus-  
sähe, würde sie den weißen Mantel mit dem roten  
Kragen sehen und darüber einen hellblonden Kopf.  
Und heiß und wild kam ihr die Erinnerung an die  
Oper, wie er die Lippen zu dem einzigen Wort „Marie“  
geformt hatte. Es war wie ein trauriges Lächeln auf  
ihnen gelegen, wie eine sanfte, entsagende Zärtlichkeit,  
ein anderer Ausdruck wie früher, wo es ein heißes Be-  
gehren gewesen. Sie starrte auf die Straße, bei jedem  
Wagen zitternd, bei jedem Passanten hoffend: Ist er  
es? Ist er es?

Heinrich Woldt war vergessen, alles andre war ver-  
gessen, nur leuchtend stand vor ihren Augen ein Ge-  
danke: Egon.

Aber wie das fiebernde Sehnen fast unerträglich

wurde, da sagte sie sich: das hält mein Verstand nicht aus, ich werde verrückt. . . . Und gewaltsam riß sie sich von dem Fenster los. Sie ging auf und ab. Plötzlich sah sie sich um. Wo hing der Mutter Bild? Ach, wahrscheinlich in Rias Schreibzimmer. Sie öffnete die Tür und betrat ein kleines Boudoir. Wichtig, dort hing es über ihrem Schreibtisch. Der Mutter Bild. Wie ernst sie die Tochter ansah mit den wunderschönen Augen.

Da hörte sie Ria nebenan sprechen. Da war eine Tapetentür, zu einem Zimmer, dessen Existenz sie nicht geahnt hatte. Sie schritt darauf zu. Aber ihr Herzschlag setzte aus, denn da war eine Stimme, die sie kannte — seine Stimme . . .

Ihr Herz sagte: Er weiß, daß ich komme, er fühlte die Gedankenübertragung, er ist zu Ria gekommen, um nach mir zu fragen . . . sie hatte schon die Hand auf der Klinke, aber da war ein Ton in Rias Stimme, aus der die Unruhe, die Dual herausklang.

„Wo soll ich die Kraft dazu hernehmen?“

Marie zögerte instinktiv, aber alles Blut wich von ihrem Herzen, denn seine Stimme antwortete: „Ria — aus Liebe zu mir. Ich weiß, es ist ein furchtbarer Schritt, deine ganze unglückliche Ehe ans Licht zu zerren, all die schrecklichen Beweise seiner Untreue vorbringen zu müssen, aber dann kommt Erlösung und Glück. Ria, wenn du mich liebst, wie ich dich, so kannst du nicht zaudern, dies unwürdige Band zu zerreißen.“

Rias Stimme klang müde. „Aber du? Wirfst du es nicht bereuen? Ich bin älter . . .“

„O Ria, du wunderbar Schöne, ich verzehre mich vor Sehnsucht nach dir, du Stolze . . .“

Marie horchte, ohne sich dessen bewußt zu sein. Mit dem unvergleichlichen Charme in der Stimme, wenn sie weich war, antwortete Ria: „Mein armer Bub, du wirst noch lange warten müssen, eine Scheidung dauert sehr lange . . .“

„Ria, du bist sehr grausam!“

„Nein, Bub, nur sehr stolz, ich kann nicht anders . . .“

Ganz langsam ging Marie in den Salon, setzte ihren Hut auf, zog Mantel und Handschuhe an, und ging leise hinunter. Sie drückte dem Portier einen Gulden in die Hand.

„Ich habe der Fürstin geschrieben; es ist nicht nötig, daß Sie sagen, ich sei dagewesen.“

Sie fuhr zum Nordbahnhof. Der Zug ginge in zwei Stunden, wurde ihr gesagt.

Im Wartezimmer saß sie und starrte das Bild der schönen Kaiserin an, welches ihr gegenüber hing. Sie war wie betäubt: Ria — also Ria.

Sie stöhnte vor Scham auf. Noch einige Augenblicke vorher hatte sie mit irrsinniger Sehnsucht auf die Straße geschaut, hatte gehofft, ihn zu sehen, gewußt, wenn er das Zimmer beträte, würde sie nur die Arme öffnen: Liebster, hier bin ich.

Und hätte dies einem Manne gesagt, der eine andre liebte! Sie war nach Wien gefahren, um Ria zu bitten, sie von Heinrich zu trennen! Da schoß ihr der Gedanke an ihren Mann heiß und stürmisch ins Herz. Eine

brennende Reue überkam sie. Zu ihm gehörte sie, nur zu ihm! Sie konnte es vor Sehnsucht kaum mehr ertragen, ihn zu sehen. Es war ihr qualvoll, so endlos auf den Zug warten zu müssen. In heißem Impuls bat ihr Herz ihn tausendmal um Verzeihung.

Endlich fuhr der Zug ab. Eine wilde Angst war in ihr.

„Wenn er nur noch nicht zurückgekehrt ist und den Zettel gefunden hat!“ Sie konnte um sieben Uhr zurück sein, vielleicht war er noch nicht heimgekehrt. Der Zug hielt alle paar Minuten, es herrschte die größte Gemütlichkeit auf allen Stationen. Jedermann schien Zeit zu haben. Es lag eine breite Behaglichkeit auf allen Gesichtern. Marias Pulse flogen. Nur schnell, schnell zurück zu ihm! Um sechs Uhr traf der Zug mit Verspätung ein. Es war schon finster, ein Wagen war nicht mehr zu haben. Erstaunt sah der Schaffner der Dame nach, welche so hastig davonlief. Sie kannte den Weg durch den Wald und schritt so eilig wie möglich. Ihr langes Kleid, ihr eleganter großer Hut störten sie. Sie raffte den Rock. Die Angst trieb sie vorwärts. Sie lief immer hastiger, immer toller. Es begann leise zu regnen. Der Mantel wurde ihr zu heiß, sie nahm ihn über den Arm und rannte atemlos weiter. Schließlich blieb sie erschöpft stehen. Hut und Mantel wurden ihr unerträglich. Sie stopfte beide in eine hohle Eiche am Wege und nahm ihren Lauf mit erneuter Energie auf. Endlich sah sie das Jagdhaus. Ihr Mann war schon zurück. Im Zimmer war Licht, und vor der Tür sah sie die Silhouette des Jägers, der die Büchse reinigte.

Vorwärts! Mit letzter Kraft stieß sie die Tür auf. Heinrich saß am Tisch, den Hut noch auf dem Kopf, Schmutz und Schlamm an den Stiefeln. Die Arme hingen ihm schlaff herab. Mit bleichem Gesicht starrte er auf den Zettel.

Sie stolperte in wirrer Hast auf ihn zu, erhißt, mit verwildertem Haar warf sie sich leidenschaftlich neben ihm nieder: „Da bin ich, da bin ich . . .“

Und der Mann, der erst tödlich erschrocken war, begriff. Sie war seinetwillen fortgelaufen, um zu ihm zurückzukehren. Jäh, fest an ihm hängend, als fürchte sie, er könne sich von ihr befreien, stieß sie ruckweise hervor: „Verzeih mir, verzeih mir, ich war so töricht, so furchtbar töricht, und nun ist alles gut. Sei mir nicht böse, bitte, bitte, verzeih. Nun bin ich bei dir. Jetzt erst wirklich . . . Frag mich nicht, warum . . . Glaube es mir auch so . . . ich schäme mich so . . . Bitte, bitte, hab' Geduld . . . Jetzt, jetzt hast du, was du wolltest . . . Alles, alles, alles gehört dir . . .“

Sanft richtete Heinrich Woldt sie auf und hielt sie fest, als solle er sie nie wieder loslassen, dann bog er ihren Kopf zurück und küßte sie mit tiefer Innigkeit . . .

Sie sprachen wenig an dem Abend; saßen einander am Holztisch gegenüber und sahen sich an. Worte hätten das große Gefühl von Befreiung und Glück verkleinert. Beiden war heilig zumute, beide schwiegen. Ein einziges Mal sagte Marie: „Jetzt bin ich deine Frau!“

Plötzlich nahm sie ihr Portemonnaie, zog aus der Seitentasche einen kleinen gelblichen Zettel heraus,

faltete ihn auseinander und hielt ihn mit ernstem Gesicht über das Licht. Er flammte auf und zerfiel dann in schwarze, verkrümmte Fasern. Sie schrak zusammen, als Heinrich Woldt mit seiner tiefen Stimme sagte: „Stark ist das Schicksal; ich will stärker sein.“

Sie starrte ihn betroffen an: „Heinrich, woher weißt du das?“ —

Da sah er sie sanft an. „Kind, ich habe alles gewußt, durch dich selbst. Dieser kleine Vers hat mir von dir erzählt. Der Hofklatzsch ergänzte es mir. Da habe ich mir gesagt, daß ich warten müßte, endlos warten und langsam vorgehen mit unendlicher Geduld, aber damals konnte ich nicht anders, als dir antworten: ‚Du, Marie!‘ Und ich glaubte dich schon gewonnen zu haben, aber als du mich belogst, als ich nach dem Aschenbecher fragte, war ich furchtbar enttäuscht. Ich hoffte, daß du so viel Vertrauen zu mir gewonnen hättest, um ehrlich zu sein. Da habe ich von neuem begonnen mit Warten . . . und schwer genug ist es mir geworden, Marie. Aber nun ist mir leicht und frei.“

⊕

⊕

⊕

Sie reisten bald darauf nach Woldt zurück, vier starke Geweihe als Trophäen mitbringend. Es folgten wundervolle Tage. Was Heinrich Woldt im stillen gehofft hatte, erfüllte sich tausendmal reicher und schöner. Marie sagte: „Es ist schlimm, daß du so viel zu tun hast, ich möchte dich immer um mich haben.“

Und tags darauf ging ihr Wunsch in Erfüllung, nur, daß sie es sich in anderer Form gewünscht hatte. Er

hatte ein Paar durchgehende Pferde halten wollen, war zu Boden gerissen worden, und der schwere Kartoffelkasten war ihm über den Oberschenkel gegangen. Nur der Zufall, daß es im weichen Ackerboden geschehen war, hatte ein schweres Unglück verhütet. Marie pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, und der Liegende meinte neckend: „Ich glaube, jetzt ist erst unsre schönste Brautzeit . . .“ Sie errötete und beugte sich über ihn.

Heinrich erholte sich verhältnismäßig rasch wieder. Marie wich kaum von seinem Lager, sie nahm selbst die Mahlzeit im Krankenzimmer.

„Ist es dir nicht unangenehm?“ fragte er sie.

Da schüttelte sie den Kopf: „Nein, Heinrich, ich tue es ja so gern.“

Er legte sich in die Kissen zurück und sah zur Decke. Marie blickte ihn an. Sie kannte jetzt jeden Zug seines Gesichtes und fühlte, daß eine Frage auf seinen Lippen lag, die ihn schon lange bedrückte.

„Was willst du, Heinrich?“ fragte sie.

Er war erstaunt. „Kleine, woher weißt du, daß ich etwas will?“

„Ich kenne dich jetzt!“

Es war wieder still zwischen ihnen, eine ganze Weile. Marie konnte sich nicht entschließen, von neuem in ihn zu dringen, ihm die Frage zu entlocken. Bis sich endlich ihre Augen begegneten, ihr Blick bat: „Frage mich doch.“

„Kleine,“ sagte er und faßte ihre Hand, „es wird mir schwer.“

„Heinrich!“

„Sag mir, Kleine, hast du mich nun lieb?“

„Ja, Heinrich, sehr, sehr lieb!“

Sie beugte sich über ihn und küßte ihn lange und innig. Wie hatte sie noch vor kurzem diese Frage gefürchtet? Heute konnte sie leicht und ehrlich ‚Ja‘ antworten, und ihr Herz wurde sehr froh.

⊕

⊕

⊕

Eines Tages — Heinrich hatte das Bett schon mit der Chaiselongue seines Arbeitszimmers vertauscht — hatte sie ihn für eine halbe Stunde allein gelassen, um im Park Luft zu schöpfen. Da ließ er sie durch einen Diener rufen.

Als sie bei ihm eintrat, erschreckte sie sein ernster Ausdruck.

„Was ist geschehen, Heinrich?“

„Du mußt reisen, Marie, Karl Anton hat depeßchiert . . .“

„Wo ist das Telegramm?“ Alles Blut schoß ihr ins Herz. Sie dachte der Szene zwischen dem Prinzen und der Schwester. Eine namenlose Angst packte sie, ohne daß sie wußte, was sie befürchtete.

In ihren Händen zitterte das Papier: ‚Nia schwer gestürzt. Sie verlangt nach Marie, bitte sofort kommen . . .‘

Die schreckliche Nachricht war Marie fast eine Erleichterung. Also nicht wegen Egon. Dem Himmel sei Dank.

Mit dem nächsten Zug reiste sie nach Pardubitz. Die Fahrt war qualvoll. Die Angst um die geliebte Schwester wuchs mit jeder Stunde. ‚Schwer gestürzt,

sie verlangt nach Marie,‘ stand in der Depesche. ‚Sie verlangt nach mir, das heißt, es geht zu Ende,‘ sagte sie sich. Es war furchtbar. Ria sollte sterben.

Karl Anton kam ihr an der Station entgegen. Er sah gebeugt aus und hatte kein begrüßendes Lächeln.

„Wie steht es?“ fragte Marie statt aller Begrüßung angstvoll. Die Antwort kam nicht gleich.

„Es ist das Rückgrat, sie leidet gar nicht, ihr Körper ist ganz empfindungslos, sie ist vollständig klar, aber . . .“

„Was sagen die Ärzte?“

Er schüttelte nur müde den Kopf . . .

„Aber das ist unmöglich, Karl Anton, unmöglich!“ rief sie verzweifelt.

Er deutete auf den Kutscher. „Sei ruhig, Bébé.“

Marie lief wie im Fieber durch die langen Gänge. Eine Nonne wies ihr die Tür. Sie trat ein und stellte sich gegen das Licht, damit Ria nicht die Verzerrung ihrer Züge merken sollte. Die wandte die großen Augen herum.

„Endlich, Bébé, endlich . . . ich hatte so Angst, du kämst nicht mehr zurecht.“

Da brach Marie in die Kniee. „Gott, o Gott, Ria, du darfst nicht gehen, du darfst nicht.“

„Marie,“ sagte die Kranke, „ich muß dich sprechen, gerade dich. Gott gab mir die Gnade, nicht gleich tot zu sein, wohl um deinetwillen.“

Marie ergriff die schlaffe Hand, welche sich allein nicht bewegen konnte.

„Ich weiß alles, Ria,“ sagte sie leise.

Rias Augen wurden groß. „Woher?“

Da stammelte Marie ihr Erlebnis in Wien.

Ria holte tief Atem. „Also du weißt es; ja, ich wollte mich scheiden lassen. In einigen Tagen sollte es Karl Anton erfahren, und wenn Egon vom Manöver heimkehrte, wollte er es seiner Familie mitteilen. Es hat nicht sein sollen. Aber bedaure mich nicht. In den Stunden, die ich hier bewegungslos gelegen, sind mir die Augen sehr klarsehend geworden; nun bin ich's zufrieden. Es ist am besten für alle. Er hätte später doch darunter gelitten, alles für mich geopfert zu haben. Ich wäre alt geworden, und eine glühende Liebe verblaßt mit der Zeit — man kann nicht ewig auf der Höhe leben . . . und dann, Marie: ich hätte es nicht ertragen, wenn dieser verlebte Adel hier mit Fingern auf mich gezeigt hätte, denn sie hätten doch nicht an meine Reinheit geglaubt — dem Unreinen ist nichts rein. . . . Ich habe ihnen Achtung abgezwungen, darum haben sie mich nie gemocht, die eigene Minderwertigkeit kam ihnen zu scharf zum Bewußtsein. Ich bin immer die Preußin und die Protestantin für sie geblieben — ja vielleicht war es das Bewußtsein, daß ich mein Land und meine Religion vor ihnen vertreten mußte, was mich gegen alle Versuchung schützte. So beerdigen sie Ria Woldt und haben kein niedriges Wort. . . . Ich vertrüge es nicht, daß ein Fleck auf meinen Namen fiel. . . .“

Da wußte Marie, daß sie mit dem Namen nicht Freudenlohe meinte . . .

„Es ist besser so — vielleicht wäre ich doch schwach geworden — wir haben alle zu viel von Tante Berta im Blut. Und um meiner Söhne willen freut es mich. Sie haben nie etwas von dem Unglück unsrer Ehe gemerkt; so wird kein Schatten auf meine Erinnerung fallen und mein Beispiel wird sie halten. Sie werden mich als Heilige verehren. Glaube mir: auch die Toten können siegen. Ich denke nun: es wäre vielleicht nur ein Jahr Glückseligkeit gewesen — und die Enttäuschung dann, Marie, die hätte ich ein zweites Mal nicht überwunden. Denn er war doch eigentlich nur ein sehr, sehr lieber Bub. Glaube mir: du hast an Heinrich einen guten und rechtschaffenen Mann. Du lebst in Belbt, wo du hingehörst, und wenn du deinen ersten Sohn über die Taufe hältst, wird alles gut sein. . . . Mein Testament hab' ich gestern der Franzel diktiert, nimm die treue Seele wieder mit, wie alles, was aus Belbt stammt: Mamas Perlen, ihr Bild, ihren Schreibtisch. Und dann habe ich noch etwas für deinen Bubens bestimmt.“

„Aber Nia,“ warf Marie ein.

„Sawohl, ich weiß es, es ist ein Bub und es freut mich: wieder ein Sohn in Belbt, Gott segne ihn . . .“

Marie barg ihren Kopf in die Hände. Nia sprach wie immer, es war ja unmöglich, daß sie sterben sollte.

Plötzlich fuhr sie auf. „Willst du ihn sehen?“

Nia schloß die Augen, ihre Stimme war fest. „Nein, um meiner Söhne willen nicht, und dann: du weißt es. Ich fürchte mich nur vor einem Menschen, und

das ist Mia Beldt, vor Mia Beldts Schwäche . . . es würde mir das Sterben erschweren. . . . Aber nimm einen Bogen, ich will dir diktieren."

Marie schrieb, dicke Tränen fielen auf das Blatt, sie faltete den Brief und steckte ihn in den Umschlag.

"Schicke ihn erst dann ab," sagte Mia. Dieses 'dann' war der Tod.

Mia war erschöpft, sie sprach nur noch leise. „Ich fühle keinen Schmerz. Du könntest mich stechen, ich empfinde nichts mehr, aber es ebbt langsam und sicher ab. Die Nacht wacht die Franzel, nein, nicht du, Bébé, es ist nichts für deinen Zustand.“

Mia sprach mit der alten Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldet. Marie saß still am Bett, die matte Hand haltend. Mias Gesicht glich merkwürdig der Mutter. Sie öffnete die Augen und fragte nach der Zeit. „Es ist acht Uhr," sagte Marie leise, und wußte Mias Gedanken. Sie rechnete, wie lange ihres Lebens Uhr noch gleiten würde.

„Nun will ich schlafen, ich bin müde. Gute Nacht, Bébé," murmelte sie.

Marie küßte erschütterter die Lippen. Lange saß sie mit Karl Anton. Hin und wieder fiel ein Wort. Schwer wie Blei. Sie sah, die Keue zerfraß ihn, er merkte, daß sein Bestes ihm verloren ging, ohne daß er es gewürdigt hatte. Die alte Franzel kam sagen: ‚Durchlaucht schliefen sehr schön‘ . . . aber am nächsten Morgen schliefen Durchlaucht noch, um nicht wieder zu erwachen.



Marie kam nach Beldt zurück und nahm ihres Mannes Hand. In ihren Augen war etwas, das Heinrich Beldt nicht verstand, der Ausdruck, den die Schwestern alle gehabt, als sie dem Vater die Hymne an die Erhabenheit fangen; ihr Blick ging in weite Ferne ohne Trauer. Aber Heinrich Beldt erfuhr nie, warum Marie nicht verzweifelter war.

Sie sah ihm voll ins Gesicht. „Mia hat unserm Kind noch ihren Segen mitgegeben,“ sagte sie ernst.

Heinrich Beldt holte tief Atem, das Glück trieb ihm eine heiße Blutwelle in die Stirn.

„Marie,“ stammelte er nur und zog ehrfürchtig ihre Hand an die Lippen.

Sie aber sah den eilenden Wolken nach. Ihr Herz sprach: wenn ich meinen Sohn über die Taufe halte, dann ist alles vorüber; denn ihre Gedanken weilten bei einem, der nun wohl erst das Furchtbare erfuhr: ohne Trost, allein, mütterseelenallein, trotz der Fürstkrone ein Einsamer. Sie wußte: nun reißt der Brief in das Manöver nach, und abends nach anstrengender Übung liegt er auf dem Tisch, und der junge, bestaubte Offizier sieht die Schrift und erstaunt sich: Von Marie? Und reißt hastig auf und liest:

„Mein lieber Bub, lebe wohl. Es ist einer gekommen, welcher zwischen uns getreten ist, an den wir nicht gedacht hatten: der Tod. Ich gehe; aber sei nicht traurig, ich fühle, daß es so am besten ist, vielleicht ist der Tod mein bester Freund. Darum beuge Dich demütig unter Gottes Hand. Ich danke Dir für Deine

Liebe, sie hat das letzte Jahr meines Lebens zum schönsten gemacht. Verzweifle nicht. Dein Leben gehört den Lebenden, genieße es, ohne Deine Pflichten zu vergessen. Vergiß meiner Söhne nicht. Ich hoffe, daß Du Deinen Untertanen ein guter Herr sein wirst, damit ich einst, wenn Dein Lebensbuch verlesen wird, mich nicht schämen brauche, Dich geliebt zu haben. Lebe wohl und Gott segne Dich!

Mia."

Und unten darunter stand:

„Sie ist ganz sanft eingeschlafen und war so bereit zu sterben. Ich bete für Sie: Möge Gott Ihnen helfen.

Marie."

Heinrich Belbt sah ein süßes, trauriges Lächeln in Mariens Antlitz, welches er noch nie gesehen hatte. Es klang noch einmal die Saite des Herzens, die nur der zu spielen versteht, welcher zum erstenmal das Herz klingen macht, die Saite, die Heinrich Belbt nicht kannte und nie finden würde.

Ende

**Abertrumpft.** Von Samuel M. Gardenhire. Aus dem Englischen.

Geistvolle Detektivgeschichten, die sich durch ihre originellen Motive und die außerordentlich spannende Durchführung auszeichnen. Eine amüsantere und anregendere Lektüre läßt sich kaum denken.

**Lebende Bilder.** Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

Unter dem äußeren Glanz der Berliner Hoffestlichkeiten spielt sich das tragische Schicksal einer jungen Aristokratin in packenden „Lebenden Bildern“ ab, deren Farbenreichtum und dramatische Steigerung die reife Künstlerschaft Höckers verrät.

**Fatme.** Von Børge Janssen. Aus dem Dänischen.

Dieser in Bosnien spielende Roman ist eine an spannenden Momenten reiche Schöpfung, die das Interesse des Lesers durch die vortreffliche Schilderung des eigenartigen Milieus ebenso erregt,

wie durch den Hauch von romantischer Poesie, der über dem Ganzen schwebt.

**Die Geschichte einer wandernden Liebe.** Von Marie Diers.

Die Hauptvorzüge der feinsinnigen Dichterin — tiefe Seelenkenntnis und eine biegsame, farbenreiche Sprache — treten uns in diesem an entzückenden Episoden überreichen Roman auf Schritt und Tritt entgegen. Die zahlreichen Freunde von Marie Diers werden diese außerordentlich anziehende Schöpfung mit Freuden begrüßen.

**Mein Freund der Chauffeur.** Von E. N. und A. M. Williamson. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine außerordentlich amüsante Liebes- und Automobilgeschichte, die uns von der Riviera über die italienischen Seen bis nach Dalmatien und Montenegro führt. Farbenprächtige Naturschilderungen und ein unwiderstehlicher Humor vereinigen sich zu einem Ganzen von wohlthuender Frische.

## Achtundzwanzigster Jahrgang

**Hardy von Fernbergs Leidensgang.** Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

Die geseherte Erzählerin hat wieder mit glücklicher Hand einen Griff ins Volle getan. Den Dornenpfad eines zarten, jungen Mädchens aus verarmtem Adel, das aus Not den aufreibenden Beruf einer Telephonistin ergreifen hat und sich mit heldenhafter Tapferkeit durch das grausame Schicksal getäuschter Liebe zu Glück und Frieden hindurchkämpft: diesen ergreifenden Stoff hat Ida Boy-Ed mit all ihrem Reichtum an Beobachtung, Geist und Kunst zu einem Lebensbilde von fesselnder Wirkung ausgestaltet.

**Der Fall von Millbank.** Von G. D. Eldridge. Aus dem Englischen.

In überaus packender Weise geht diese Erzählung der Aufklärung eines geheimnisvollen Verbrechens nach. Psychologische Vertiefung und verfeinerte Schreibweise erheben den Roman weit über das Niveau der gewöhnlichen Kriminalgeschichte.

**Rismet.** Von Sederin Lieblein. Aus dem Norwegischen.

Vertreter der drei größten Nationen Europas werden in diesem ebenso originellen wie unterhaltsamen Roman, der in Marokko spielt, in treffender humoristischer Weise einander gegenübergestellt. Die ausgezeichnete Schilderung des seit Jahren im Vordergrund des Interesses stehenden Landes verrät

den scharfen Beobachter und fesselt das Interesse des Lesers in hohem Grade.

**Die schöne Melusine.** Von Victor v. Koblenneg. 2 Bände.

Dieser hochbedeutsame Roman ist ein hinreißendes Werk der Menschenschilderung vor dem Hintergrund des meisterhaft gezeichneten Berlin vom Jahre 1890. Mit innerstem seelischem und geistigem Gespanntsein wird der Leser die Lebensgänge aller dieser feinen, klugen, leidenschaftlichen und humorigen Menschen verfolgen.

**Die Schatzinsel.** Von L. J. Vance. Aus dem Englischen.

Die Lektüre dieses brillant geschriebenen Abenteuerromans, der sich durch eine atemlos spannende, von prächtigen Naturschilderungen unspielte Handlung auszeichnet, wird jedem einige unterhaltende und erfrischende Stunden bereiten. Die phantastische Erzählung spielt an den Ufern des Golfes von Mexiko.

**Komödianten.** Von Carry Brachvogel.

„Wir alle brauchen ein wenig Komödiantentum, ein bißchen Spiel vor uns und mit uns, um die Nüchternheiten des Daseins zu ertragen und die Erlebnisse zum Ergebnis zu steigern.“ Dieser Gedanke ist das Leitmotiv des vorliegenden Bandes, in dem die Verfasserin ihrer überlegenen Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe in einer überaus fesselnden, durch köstliche Satire belebten Darstellung Ausdruck verleiht.

**Die stolze Katharina.** Von S. M. Croker.  
Aus dem Englischen. 2 Bände.

Besonders die Nebenfiguren sind es, die in diesem schicksalsschweren Roman eines jungen Mädchens durch ihre überraschend lebenswahre Zeichnung von neuem die unerforschliche Fülle von Mrs. Crokers Erfindung, ihre tiefe Kenntnis von Land und Leuten und ihren echt anglikanischen Humor in strahlendem Licht erscheinen lassen.

**Die verwundene Frau.**  
Von Max Dürer.

Eine originelle Erzählung voll frohligter Verwidlungen, bei aller Harmlosigkeit von Anfang bis zu Ende spannend geschrieben und außerordentlich unterhaltend. Mit gutmütiger Satire wird die gestrenge Obrigkeit eines kleinen Städtchens verspottet, die sich in der Entdeckung und Verfolgung eines vermeintlichen Mords einen köstlichen Schwabensreich leistet.

**Das gastliche Haus.** Von J. W. Compkins. Aus dem Englischen.

Der Widerspenstigen Zähmung — so könnte man das Thema dieses allerliebsten Romans nennen, der sich in dem Hause eines Nerdenarztes abspielt und durch einen unerforschlichen, von warmer Menschenliebe durchleuchteten Humor auszeichnet.

**Der gemordete Wald.** Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Ein ungewöhnlich spannender Bauernroman aus der Mark, der die knorrige Eigenart jenes vielverkannten Menschenchlags mit starker Gestaltungskraft und einem Reichtum an feinen Zügen schildert. Fedor von Zobeltitz gibt hier wahre Heimatkunst — der Roman besitzt dauernden kulturgeschichtlichen Wert.

**Ein Gemeindefind.** Von T. Combe.  
Aus dem Französischen.

Voll lebhafter Anteilnahme und Spannung leben wir die erschütternde Jugend dieses Gemeindefindes mit und genießen dabei in vollen Zügen die tiefe Seelenkenntnis, warme Menschenliebe und kraftersfüllte Sprache des Autors.

**Pastings Duve.** Von Marianne Mewis.

Humor und Ernst kommen in diesem überaus fesselnden Liebes- und Familienroman, dessen Hintergrund der

gewandt verwertete medlenburgische Verfassungskonflikt bildet, in gleichem Maße zu ihrem Recht, und der nicht ganz gerade, aber stets sichere Flug des „Pastorstäubchens“ zu seinem heiß ersehnten Ziele ist zum Ergötzen gut der Natur abgelanscht.

**Raffles als Richter.** Von E. W. Hornung.  
Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die großartigen Abenteuer des famosen Gentleman-Gauners, den unsere Leser schon in „Die schwarze Maske“ und „Ein Einbrecher aus Passion“ kennen gelernt haben, nehmen hier ihren Fortgang, wobei sich zeigt, daß die nachtschwarze Seele des Selben bei aller Verwundtheit dennoch einige tröstliche Lichtpunkte aufweist, die nur dazu angetan sein werden, die große Zahl seiner unbedingten Verehrer zu vermehren.

**Cenzl von der Blauen Genziane.** Von Richard Voss.

Brausend, klar und hart weht die Höhenluft durch diese erschütternde Geschichte einer allesvernichtenden Leidenschaft und eines sie überwindenden Liebesbonds, in vollen Akkorden, wie nur Voss sie zu greifen versteht.

**Leslie und ihre Verehrer.** Von Anne Warner. Aus dem Englischen.

Mit ganz köstlichem Humor und Wit sind hier die Erlebnisse einer jungen amerikanischen Witwe in englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaft geschildert, und das bunte Büßlein der internationalen Verehrer Ledlies wie der Gegenstand ihrer Subjigungen werden sicher viel Heiterkeit erregen.

**Der Roman einer Hofdame.** Von Ruth Freisrau von Sagen-Rospoth  
(Ruth Grafin Jau). 2 Bände.

Dieser anmutig lubidre Roman der ebenso gewandten wie klugen und sachverständigen Verfasserin gibt ein treues Spiegelbild jener unurchfinglichen Verhältnisse, die dem Uneingeweihten eine ununterbrochene Reihe von Glück und Kausch zu sein scheinen, in Wahrheit aber ein Gewebe intimster Tragödien sind. In der zweiten Hälfte des atemlos spannenden Buches wechselt die Szene: an Stelle des blanten Hofpartetts tritt die alte Erbscholle, das Vaterhaus, das zum Schauplatz eines tiefergreifenden läuternden Seelenbrenns wird.



89071159461



b89071159461a



# Die Liebhaber-Ausgabe von Engelhorn's Roman-Bibliothek

bringt eine Auslese der besten Romane  
unserer Sammlung, auf besonders feines  
Papier gedruckt und in schmiegsames  
Kalbleder mit künstlerischer Rückenzeich-  
nung gebunden. Erschienen und durch  
jede Buchhandlung zu beziehen sind:

- |  |         |
|--|---------|
| v. Gagern-Kospoth, Der Ro-<br>man einer Hofdame . . .    | M. 3.50 |
| Strak, Die Faust des Riesen                              | „ 3.50  |
| Boy-Ed, Hardy von Arnbergs<br>Leidensgang . . . . .      | „ 3.50  |
| v. Kohlenegg, Die schöne Me-<br>lusine . . . . .         | „ 3.50  |
| Böhlau, Katsmädel- und Alt-<br>weimarische Geschichten . | „ 2.50  |
| Harraden, Schiffe, die nachts<br>sich begegnen . . . . . | „ 2.50  |

◆ Entzückender Geschenkartikel ◆

89071159461



B89071159461A